Die literarische Kritik in Schubarts deutscher Chronik 1774—1777.

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

der

hohen philosophischen Fakultät (Sektion I)

der

Kgl. Ludwig-Maximilians-Universität zu München

vorgelegt von

Wilhelm Müller.

Genehmigt auf Antrag der Herren Professoren Dr. Muncker und Dr. H. Paul.

Tag der Promotion: 10. März 1910.

Erlangen.

K. B. Hof- u. Univ.-Buchdruckerei von Junge & Sohn.

1910.

Meinen lieben Eltern!

Inhalt.

Seite

Einleitung . . . . . 1—12

I. Klopstock . . . . . 13—24

II. Wieland . . . . . 25—33

III. Lessing . . . . . 34—44

(Winckelmann, Nicolai.)

IV. Das Ausland und sein Einfluß.

(Richardson, Fielding, Sterne, Shakespeare; Voltaire, Diderot.)

V. Gottsched, Bodmer und Breitinger.

VI. Die Anakreontiker.

(Goetz, Gleim, Kleist, Jacobi, Ramler, Karschin.)

VII. Die Bremer Beiträger.

(Cramer, Gellert, Willamow, Rabener und Liscow.)

VIII. Der Göttinger Hain . . . . . 45—61

(Voß, Hölty, Claudius, Stolberg, Bürger).

IX. Sturm und Drang . . . . . 62—80

(Herder, Hamann, Lavater, Basedow, Gerstenberg und die Bardenlyrik; Goethe, Lenz, Klinger, Leisewitz, Wagner).

X. Die Schwaben . . . . . 81—98

(Huber, Gemmingen, Haug, Abbt, Fulda, Sattler, Hartmann, Stäudlin, Städele, Miller.)

Vorbemerkung.

Mit Genehmigung der hohen philosophischen Fakultät veröffentliche ich hier von der als Dissertation vorgelegten Arbeit über „die literarische Kritik in Schubarts deutscher Chronik 1774—1777“ nur die Einleitung, Kapitel I—III (Klopstock, Wieland, Lessing) und Kapitel VIII—X (Göttinger Hain, Sturm und Drang [2. Hälfte], die Schwaben). Die getroffene Auswahl rechtfertigt sich aus zwei Gründen: einmal ist für die genannten Dichter und Dichtergruppen in der deutschen Chronik rein stofflich das reichste Material zu finden, und dann schien es aus inneren Gründen wichtig, neben der Behandlung der Stellungnahme Schubarts zu Klopstock, Wieland und Lessing auf sein Verhältnis zu den damaligen Modernen, besonders zum Sturm und Drang ausführlich einzugehen. In dieser Fassung dürfte das Gesamtbild von Schubarts literarischer Kritik in der deutschen Chronik am wenigsten gelitten haben, wenn auch auf Vollständigkeit verzichtet werden mußte.

Einleitung.

„Klug und abgekühlt, schlau, beugsam und raffiniert muß ein deutscher Novellist seyn, wenn er sich erhalten will, und nicht ein feuriger, offener, herausplatzender Thor, der die Feder eben so wenig als die Zunge zu regieren weiß.“

Solche Forderungen stellt Schubart in der im Kerker geschriebenen Selbstbiographie[1]) auf und fügt noch hinzu, er habe es an sich selbst erfahren, daß für ein Temperament wie das seinige nichts gefährlicher sei als der Posten eines Zeitungsschreibers. Denn wenn je ein Journalist diese Forderungen der Klugheit und der Rücksicht auf Verhältnisse und Leser nicht erfüllt hat, dann war es Christian Friedrich Daniel Schubart, der in seiner Deutschen Chronik[2]) nie an sich halten konnte, der so

---

[1]) Schubarts Leben und Gesinnungen. Von ihm selbst im Kerker aufgesetzt. Zwei Theile, Stuttgart 1791 und 1793. (Der erste Teil wurde noch von dem Dichter selbst veröffentlicht, der zweite Teil von seinem Sohne Ludwig Schubart herausgegeben.) Die oben zitierte Stelle steht Band II, Seite 99.

[2]) Deutsche Chronik auf das Jahr 1774, 1775, 1776. 1777 (die letzte von Schubart geschriebene Nummer war das 7. Stück dieses Jahrgangs); herausgegeben von M. Christ. Friedr. Daniel Schubart. Augsburg bey Conrad Heinrich Stage; vom 2. Mai 1774 an: Ulm, Gedruckt und zu finden bey Christ. Ulrich Wagner, Kanzley-Buchdrucker. Vom Jahrgang 1776 ab schreibt er „Teutsche

recht „herausplatzte“ und sich dadurch mit vollem Bewußtsein in den Abgrund stürzte. Es soll damit nicht behauptet werden, daß lediglich der kühne, freimütige Ton seiner Zeitschrift ihm die zehnjährige Asperghaft eingetragen hat; aber er muß für die allgemeine Mißstimmung am württembergischen und österreichischen Hof gegen den unverfrorenen Zeitungsschreiber mehr in Betracht gezogen werden, als es gewöhnlich und auch in der neuesten Arbeit über Schubart von Karl Maria Klob[1]) getan wird.

Schubart ist einer der ansprechendsten Vorkämpfer der freien Meinungsäußerung in der Presse; er konnte und wollte sich nicht in die Reihe der Journalisten stellen, die „mit ihrem schläfrigen Ton in schwülen Tagen so manchen Politiker in Großvaters Stuhl in Schlummer wiegen“, wie er im Vorbericht zum ersten Jahrgang[2]) sich ausdrückt. Frei, kühn und offen, wie er im Leben stets sich allen Lagen gegenüber gezeigt hatte, schrieb er auch seine Zeitschrift, und er ahnte wohl mit prophetischem Geist dasselbe Schicksal für seine Deutsche Chronik wie für seine eigene Person voraus, wenn er gleich im ersten Stück (31. März 1774) schreibt: „Es haben oft

---

Chronik“ und bemerkt dazu am 21. Dezember 1775 (102. Stück): „Fulda hat mich gelehrt, daß teutsch unsere Nation und deutsch soviel als Deutlichkeit anzeige. Ich werde also in Zukunft eine teutsche Chronik schreiben und in Gesinnung und Vortrag mich bemühen teutsch und deutsch zugleich zu sein.“

Wenn ich im folgenden die Deutsche Chronik zitiere, kürze ich mit D. Chr. ab.

[1]) „Schubart. Ein deutsches Dichter- und Kulturbild“ von Karl Maria Klob, Ulm 1908.

[2]) D. Chr. 31. März 1774 (1. Stück).

die besten Journale das Unglück, daß sie aufhören müssen. Ein Mann, der bemerkt wird, ist in einer weit gefährlicheren Lage, als der Kleinmann, den kein Mensch bemerkt. Denn der bläst sich aus seinem einheimischen Staube eine Wolke auf, und ist drinnen gesichert — als Wurm.“ Und Schubart rechnete sich gewiß nicht zu solchen Würmern; er fühlte sich besonders in der Augsburger und Ulmer Zeit, die als die ruhigste, glücklichste und nicht zuletzt auch reifste Zeit seines Lebens bezeichnet werden darf, als ein freier, deutscher Mann, der in seiner Zeitschrift stets seinem eigenen Gewissen folgte, der nicht Rücksicht nahm auf das elende, kriechende, schmeichlerische Gewäsch der übrigen Zeitungsschreiber, der stets seine scharfe Feder in heiligem Eifer bereit hatte für unbarmherzige Bloßstellung der politischen, sozialen und literarischen Preßschäden der Zeit. Er erscheint uns wie ein Adler, der in stolzem, sicherem Flug der Sonne zustrebt, der von dem giftigen Pfeil des Hasses und der feigen Furcht des katholischen Klerus und der gekrönten Häupter schwer getroffen wird, der dann in einer langen, langen Käfighaft unter systematischer Abtötung jedes edlen Geistes seine gefürchtete Urkraft verliert, der nachher, in Freiheit gesetzt, noch hie und da versucht, seine mächtigen Schwingen wieder auszubreiten und der Sonne zuzufliegen, aber jäh und matt zurücksinkt, geschwächt durch die Folgen einer allzu langen und allzu gründlichen „Dressur“: wahrhaft tragisch ist das Schicksal Schubarts, dieses echten Stürmers und Drängers.

Für die Periode seiner schriftstellerischen Tätigkeit, die ich hier zu behandeln habe, also die Jahre

1774—1777, gehört Schubart völlig dem Sturm und Drang an. Wenn er auf dem Gebiet des Dramas und des Romans wenig oder nichts geleistet hat, so war er eben nicht der Mann für ein größeres Werk: es fehlte ihm an der nötigen Ausdauer und Tatkraft[1]). Außerdem fühlte er wohl auch, daß seine eigentliche Stärke auf dem Gebiete der Kleinkunst liege. David Friedrich Strauß hat in seiner Schubart-Biographie[2]) eine ausgezeichnete Charakteristik der Deutschen Chronik gegeben und hebt dort besonders hervor, daß für Schubarts Talent die Chronik der glücklichste Gedanke gewesen sei, den er fassen konnte. „Zur Ausführung eines größeren Werkes, das Zeit, Beharrlichkeit, Überblick, wahrhaft künstlerisches Schaffen erforderte, hatte Schubart keine Fähigkeit. Seine Muse war die Stimmung des Augenblicks; das Wirken seines Talents ein hastiges Blitzen, kein ruhiges Leuchten; ein Lied in der Poesie, ein Journalartikel, ein Aufsatz in der Prosa sein höchstes mögliches Produkt". Auf dem Gebiete der Journalistik aber konnte sich sein eigenartiges schriftstellerisches Talent vorzüglich betätigen und hier hat er auch feuilletonistische, politische und literarische Meisterwerke geschaffen: die Deutsche Chronik von 1774—1777 ist sein eigentliches Lebenswerk.

Über die Art, wie er seine Deutsche Chronik geschrieben hat, berichtet er selbst in seiner Lebens-

---

[1]) Vergl. dazu Schubarts Leben und Gesinnungen II, 8. — Strauß, Schubarts Leben in seinen Briefen I, 203/4.

[2]) Schubarts Leben in seinen Briefen. Gesammelt, bearbeitet und herausgegeben von David Friedrich Strauß. 2 Bände. Bonn 1878. In den „Gesammelten Schriften" Band VIII und IX. Obiges Zitat: Band I, 204.

beschreibung[1]): „Ich schrieb sie — oder vielmehr diktierte sie im Wirtshause, beim Bierkrug und einer Pfeife Tabak, mit keinen Subsidien als meiner Erfahrung und dem bischen Witz versehen, womit mich Mutter Natur beschenkt hatte.“ Schon daß er seine Artikel diktierte, ist für das improvisatorische Talent des rasch empfindenden Journalisten höchst charakteristisch. Bei genauerem Studium von Schubarts Art wird die Annahme, daß er sein Bestes nicht geschrieben, sondern gesprochen hat, daß sich in der geistsprühenden Unterhaltung sein eigentliches Erzählertalent am deutlichsten geoffenbart hat, ebenso zur Gewißheit wie wir annehmen dürfen, daß Schubarts musikalische Begabung sich am besten in der freien Phantasie zeigte, wenn er am Flügel oder noch besser an der Orgel seine Zuhörer durch glänzende Improvisationen entzückte[2]).

Wenn er erzählt, er habe seine Zeitung ohne alle Subsidien geschrieben, so ist das zweifellos mit Vorsicht aufzunehmen. Wir werden ihm nicht zumuten können, daß er frei aus dem Kopf alle seine vielseitigen politischen und literarischen Artikel ganz ohne bestimmte Anhaltspunkte verfaßt hat. Er hat sich sicher die eingelaufenen neuesten Berichte über Weltlauf und Politik zu Hause oder im Wirtshaus selbst durchgesehen, ebenso die ihm von seinem Buchhändler Stage[3]) zugeschickten literarischen Neuerscheinungen,

---

[1]) a. a. o. II, S. 8—10.

[2]) Für das Verhältnis Schubarts zur Musik überhaupt verweise ich auf das Buch von Ernst Holzer, Schubart als Musiker.

[3]) Stage war der Buchhändler, der die Chronik in Verlag genommen hatte; er war kurz zuvor mit einem schwäbischen Journal gescheitert, und Schubart war ihm recht willkommen, da er nach

hat sich Notizen gemacht und daraus am Wirtstisch selbst die endgültige Fassung seiner Chronik einem Schreiber in einer überraschend lebendigen Form diktiert. In den drei Jahrgängen läßt er uns selbst verschiedentlich durch Hindeutungen auf Zeitschriften, Berichte, auch Korrespondenten wissen, daß es so ganz ohne Subsidien doch nicht abging. So erwähnt er — um nur einiges herauszugreifen — die Erfurtische gelehrte Zeitung[1]) und den Hamburgischen Korrespondenten[2]) als Blätter, denen er dies und jenes entnommen habe, denen er hier „gefolgt sei"; so spricht er am 23. Juni 1774 (25. Stück) von „Neuigkeiten aus ein paar Dutzend Zeitungen" und am 6. Juni 1774 (20. Stück) tröstet er in lustiger Weise seine Leser über die Dürftigkeit seiner diesmaligen Berichte, wenn er unter der Überschrift „Eine kühle Neuigkeit" großartig ankündigt: „Aus 16 Zeitungen, die soeben vor mir liegen, ist die höchst wichtige Nachricht eingelaufen, daß — die Novellisten so wenig Neues wissen als ich."

Und nicht bloß Zeitungen und Zeitschriften haben Schubart bei der Abfassung seiner Deutschen Chronik gedient; auch das, was wir heute unter dem Begriff eines „Korrespondenten" verstehen, kannte die damalige Journalistik schon, und Schubart hatte zweifellos da

---

einem schnell begonnenen Roman, den er eben so schnell wieder fallen ließ, die Deutsche Chronik herauszugeben begann. Klob (a. a. O. S. 245) vermutet in diesem geplanten Augsburger Roman die Erzählung „Max der Strahlbue. Eine Geniegeschichte."

[1]) D. Chr. 16. Mai 1774 (14. Stück); D. Chr. 23. Jan. 1775 (7. Stück).

[2]) D. Chr. 25. Juli 1774 (34 Stück); D. Chr. 25. Dez. 1775 (103. Stück).

und dort seine Berichterstatter, die zwar keine regelmäßigen Beiträge einlieferten, aber doch von Zeit zu Zeit wichtige und interessante Begebenheiten meldeten. In der Nummer vom 20. April 1775 (32. Stück) macht er einem solchen Korrespondenten die Mitteilung, es sei ihm zwar sehr lieb, wenn er ihm Neuigkeiten aus der Pfalz berichte, aber ums Himmelswillen nur keine mehr, die er widerrufen müsse. Ein andermal[1]) bittet Schubart seine Leser um Beiträge zur Deutschen Chronik und spöttelt dann über ein gewisses „Zeitungsschreiberlein", das seinen Berufsgenossen verbieten wolle, Artikel aus andern Zeitungen zu benützen — „woher überdruckt dann er seine 365 Haderlumpenblätter?" Also auch für Schubart eine ganz selbstverständliche Sache, daß er fremde Artikel „benützt"! Es wird im Laufe dieser Arbeit öfters Gelegenheit sein, auf die Zeitungen, Zeitschriften, Journale und Wochenschriften hinzuweisen, die für Schubart bei Abfassung seiner eigenen Chronik in Betracht kommen. Der Selbständigkeit Schubarts geschieht aber dadurch nicht der geringste Eintrag: denn einmal ist es nur das Gerippe weniger Artikel, oft sind es nur statistische Angaben, die er fremden Blättern entnahm (in der Politik mußte er sich sachgemäß am meisten anlehnen); und dann sind vor allem Leitartikel und Überblicke, ebenso die literarischen, musikalischen und kunsthistorischen Rezensionen Schubarts eigenes Werk: hier herrscht sein Geist und sein Stil.

Im folgenden soll ein kurzer Überblick über die Geschichte der Deutschen Chronik gegeben werden. Dabei muß vor allem darauf hingewiesen werden,

[1]) D. Chr. 2. Nov. 1775 (88. Stück).

von welchen Zufälligkeiten ihre Gründung abhing. Als Schubart im März 1774 auf seiner unfreiwilligen Wanderschaft von München her nach Augsburg kam, hatte er keineswegs im Sinn, sich hier länger aufzuhalten. Ein wehmütiger Brief seiner Frau aus Geislingen bestimmte ihn aber doch, nicht so in die Weite hinauszuirren, sondern in der Nähe zu bleiben, und so entschloß er sich, einen Roman zu schreiben, den er schon lange, wie er in seiner Lebensbeschreibung[1]) berichtet, beinahe ganz ausgeboren im Kopf herumtrug. Er schrieb schnell einige Bogen nieder, dachte aber bald, wie langweilig dies Geschäft für ihn selbst, wie für den Verleger werden müßte: zum Romanschriftsteller taugte Schubart wirklich nicht, was schon oben berührt wurde. Er bezeichnet es in seiner Autobiographie auch nur als eine Episode, daß er Stage vorschlug, „statt seines gescheiterten Schwäbischen Journals ihm eine Deutsche Chronik zu schreiben und den Zirkelbogen etwas weiter zu ziehen als in gedachter Zeitschrift". Zunächst wollte er sich auf Augsburg und Bayern beschränken, dann gedachte er alle von ihm bereisten Gegenden und endlich ganz Deutschland in sein Blatt hereinzuziehen. Bald gewann die Zeitschrift eine Verbreitung, die für die damaligen Verhältnisse ganz außerordentlich war: sogar bis nach London und Paris kamen Blätter. Aber Schubart selbst erkannte recht genau, woran seine Deutsche Chronik und der Autor selbst vor allem scheitern mußten: „Der Mangel an Klugheit, der sich in meinem ganzen Leben, sowie in meinen Schriften äußerte; die ungewöhnliche Frei-

[1]) a. a. o. II, 8ff.

heit, die ich mir in einem Lande voll ängstlichen Zwangs anmaßen wollte; und die kühne, oft wilde Schreibart konnten meiner Chronik keine lange Dauer versprechen". Am 31. März 1774 war das erste Stück bei Stage in Augsburg erschienen. Aber schon vom 10. Stück des ersten Jahrgangs an mußte der Druckort von Augsburg nach Ulm verlegt werden, da der erzürnte Augsburger Magistrat sein Veto eingelegt hatte. Schubart erzählt selbst[1]): „Da ich aber am Schluß meiner Anzeige sagte: ‚Und nun werf' ich mit jenem Deutschen, als er London verließ, meinen Hut in die Höhe und spreche: O, England, von deiner Laune und Freiheit nur einen Hut voll!' so stand der damalige, nun selige Bürgermeister von Kuhn im Senat auf und perorierte: es hat sich ein Vagabund hereingeschlichen, der begehrt für sein heilloses Blatt einen Hut voll englischer Freiheit; — nicht eine Nußschale voll soll er haben!" Bald mußte der Autor selbst seinem Blatt nach Ulm nachfolgen. Denn seine fortgesetzten Angriffe auf den Jesuitenorden erbosten die Augsburger Geistlichkeit so, daß sie nicht ruhten, bis der unangenehme Zeitungsschreiber an die Luft gesetzt war. „Wir handeln nicht ohne Ursache und das mag Ihnen genug sein", war die windige, ausweichende Antwort auf die freie, selbstbewußte Frage des Protestanten, weshalb er eigentlich aus der Stadt ausgewiesen werde. In Ulm fand er ganz besonders bei seinem Freund Martin Miller[2]) die herzlichste Aufnahme, bald nahm er auch seine Familie von Geislingen her zu sich, und nun begann die ruhigste

---

[1]) Schubarts Leben und Gesinnungen II, 12.

[2]) Über Miller vergl. den Abschnitt über Schwaben, Seite 91 ff..

und glücklichste Zeit für den Vielgewanderten, leider sollte sie nur sehr kurz sein, denn schon im Januar 1777 brach die Gewitterwolke los, die sich lange über seinem Haupt zusammengezogen hatte, und vernichtete seine Ulmer Existenz. Doch auch in Ulm war er so unvorsichtig, so wenig zurückhaltend in seinen Äußerungen, daß er sich bald nicht mehr aus den Mauern der Stadt herauswagen durfte. Doch scheint die impulsive Kraft, die frühere Wucht seiner Rede in Ulm nachgelassen zu haben; wenigstens schreibt er in seiner Selbstbiographie [1]): „Die reiche Bekanntschaft, in die ich durch die Deutsche Chronik geriet, legte mir oft die Verbindlichkeit auf, anders zu schreiben als ich dachte. Die Warnungen der Ulmischen Obrigkeit und die eingeschränkte Zensur kühlte die Lava, wenn sie sich feurig ergoß, und wandelte sie mitunter in totkalte Schlacken. Daher wurd' ich immer mißmutiger und schrieb meine Chronik meistens aus Zwang und Not und selten mehr mit dem feurigen Ausguß des Geistes, der weder Damm noch Schranken kennt".

Die schwierige Frage nach dem eigentlichen Grund seiner Einkerkerung hier eingehend zu erörtern kann nicht die Aufgabe dieser Abhandlung sein; nur darauf soll hingewiesen werden, daß er selbst seine Angriffe auf den Jesuitenorden und die Behandlung des „Gaßnerschen Schwindels" [2]), dem er

[1]) a. a. o. II, 99.

[2]) Vergl. darüber Klob a. a. o. S. 216. Ferner D. Chr. 29. Dez. 1774 (79. Stück); 16. Februar 1775 (14. Stück); 6. März 1775 (19. Stück); 10. April 1775 (29. Stück); 8. Mai 1775 (37. Stück) und Allgemeine Deutsche Bibliothek zweites Stück des 24. Bandes; 15. Mai 1775 (39. Stück); 22. Juni 1775 (50. Stück); 9. November 1775 (90. Stück); 18. Dezember 1775 (101. Stück); 8. Januar 1776 (3. Stück); 29. Januar 1776 (9. Stück) und 14. März 1776 (22. Stück).

stets mit den allerstärksten Ausdrücken des Unmuts und des Zorns entgegentrat, als „zwei Steine zu seinem Kerkergewölbe“ bezeichnete.

Das 7. Stück des Jahres 1777 (23. Januar 1777) war die letzte Chronik, die Schubart vor seiner Verhaftung schrieb und der letzte Artikel war — tragisch genug! — ein „Memento mori für Kunstrichter“, auf das ich noch zurückkommen werde.

Schubarts Freund Miller in Ulm, der sich in selbstlosester Weise der verlassenen Familie des Gefangenen annahm, gab die Zeitschrift unverändert weiter heraus. Doch nach kurzer Zeit mußte er sie eingehen lassen: ein Beweis, wie stark doch der Einfluß der Persönlichkeit Schubarts war: mit ihm mußte auch seine Chronik fallen.

Und als dann Schubart 1787 nach seiner Befreiung die Chronik wieder fortsetzen durfte, und zwar unter dem Titel „Vaterlandschronik“, der dann später mit Eintritt der französischen Revolution schlechtweg in „Chronik“ abgeändert wurde, da wurde das Wesen der Zeitschrift doch wesentlich anders als früher. Sie wurde in der herzoglichen Druckerei gedruckt und der Autor selbst mußte sich mit einem recht bescheidenen Teil des Erlöses begnügen; die Zensur war in Stuttgart, unmittelbar unter den Augen des Herzogs, der umgeben war von nur allzu diensteifrigen Denunzianten, auch strenger; und dann fehlte vor allem die ungebrochene Jugendkraft des Verfassers selbst, die die ersten Jahrgänge stilistisch und inhaltlich so hoch erhoben: die zehn „Erziehungsjahre“ auf dem Asperg hatten den Adler flügellahm gemacht. Auch hier ist es bezeichnend, daß nach Schubarts Tod (1791) die Zeitschrift, die sein Sohn

Ludwig zusammen mit Stäudlin[1]) weiter herausgab, schon nach 2 Jahren einging; so sehr war Schubart die Seele des ganzen Unternehmens, daß von seiner Person und von seinem journalistischen Talent Leben und Sterben der Chronik abhing.

[1]) Über Stäudlin vergl. den Abschnitt über Schwaben Seite 89.

I. Klopstock.

Unter den literarischen Persönlichkeiten, von denen Schubart in den ersten drei Jahrgängen seiner Chronik spricht, und die auf seine eigene dichterische Entwicklung Einfluß ausgeübt haben, steht der Dichter obenan, der in jener Zeit immer noch der Heros der deutschen Literatur war, der jedem jungen Genie als Vorbild und Muster vorschwebte und dessen Lebenswerk allen wie eine neue Offenbarung erschien: Klopstock.

Schubart war einer der allerbegeistertsten Verehrer des „Messias“. Von der ersten Bekanntschaft an waren ihm die unermeßliche literarische Bedeutung und die tiefen poetischen Schönheiten des Werkes aufgegangen; nie spricht er anders von ihm als im Ton höchster Bewunderung und warmer Liebe. Die Deutsche Chronik vom 4. April 1776 (28. Stück) enthält eine besonders charakteristische Erwähnung der Messiade, die zugleich zeigt, wie sehr ihn gerade der religiöse Gehalt dieses Epos gefangen nahm. Er schreibt dort: „Niemals steht Klopstocks Bild lebhafter vor meiner Seele als in der heiligen Passionszeit, wo ich seit 15 Jahren gewohnt bin, seine Messiade zu lesen. Mit einer Seele voll tiefen Staunens und einem ganz offenen, in tausend angenehmen Empfindungen zerflossenen Herzen verweil' ich mich alsdann am Bild des großen Mannes, bewundere die

Hoheit, zu der sich eine Menschenseele emporschwingen kann, und Ehrfurcht und Dank glüht auf meiner Wange. Was sind das für Menschen, die dich nicht fühlen, göttlicher Mann? Menschen wohl, aber mich dünkt doch, aus schlechtem Zeug geformt."

Demnach war es Schubart unbegreiflich, wie man dieser herrlichen Dichtung empfindungslos gegenüberstehen konnte. Er selbst gehörte gewiß nicht zu diesen kalten Naturen; das zeigt schon ein kurzer Blick auf seine impulsive Veranlagung, die den Stimmungsmenschen in kürzester Zeit von mystischer Hingabe an Gott zu den stärksten Ausbrüchen von Zweifel und Skeptizismus umschwenken ließ.

Ein Feuerkopf wie Schubart konnte es nicht bei stiller Verehrung bewenden lassen; es genügte ihm nicht in seiner Zeitschrift von Zeit zu Zeit begeisterte Artikel zum Lob und Preis des unsterblichen Werkes zu bringen; er wurde auch der streitbarste Vorkämpfer seines poetischen Ideals und hat sich für die Verbreitung des Messias ganz besonders durch Rezitationen auf seinen verschiedentlichen Wanderungen die größten Verdienste erworben. In der Deutschen Chronik vom 17. Oktober 1776 (84. Stück) verteidigt sich Schubart gegen den Rezensenten der Erfurter gelehrten Zeitung[1]), der an der Nachricht von den Messiasvorlesungen und deren Wirkungen gezweifelt hatte, und versichert, er habe in seinem Leben unzählige Versuche gemacht, und immer gefunden, daß die Messiade, gut deklamiert, (und er schmeichle sich es zu können)

[1]) Vergl. Erfurter gelehrte Zeitung, 81. Stück, 7. Oktober 1776 (Seite 650).

immer von erstaunender Wirkung sei. „Thränen, Schauer, Staunen, Entzückungen, feurige Entschlüsse, Bewunderung, Ehrfurcht, Andacht, Liebe wechselten miteinander in den Herzen der Zuhörer, flammte im Auge.“ Wenn Schubart gegen jenen Rezensenten die Richtigkeit der Nachricht verteidigt, er habe irgendwelche Vorlesungen des Messias gehalten, so bezieht sich dies auf eine im Deutschen Museum[1]) stehende „Nachricht in einem Brief an Klopstock“[2]), als dessen Verfasser sich Schubart ausdrücklich nennt[3]). Als wertvolle Ergänzung zu der Schilderung in der Deutschen Chronik möge aus dem Artikel im Deutschen Mnseum folgendes mitgeteilt sein: „Ja, ich habe den Messias zu Augsburg öffentlich auf dem dasigen Konzertsaal deklamiert. Erst fing ich mit einigen auserwählten an, denen gefiel's. Die Gesellschaft wurde für mein Stübchen bald viel zu groß, und nun räumte mir der Magistrat einen öffentlichen Saal ein und die Anzahl meiner Zuhörer stieg bald auf einige Hunderte. Alle Exemplare der Messiade, echter Druck und Nachdruck, wurden bald verkauft. — Hohe und Niedere, Geistliche und Weltliche, Katholische und Lutherische kamen mit Messiaden unterm Arm in die Vorlesung. O, das war ein festlicher Anblick, wie alles so in feierlicher Stille dasaß, wie die Empfindung auffuhr, und in Bewunderung und Thränen ausbrach: Klopstock! Klopstock! scholl's von allen Lippen, wenn eine Vorlesung geendigt war. Ich machte meine Sachen, wie ich glaube, ziemlich

[1]) Teutsches Museum (9. Stück) vom September 1776.

[2]) Vergl. Lappenberg, Briefe von und an Klopstock. Braunschweig 1867, Seite 268.

[3]) D. Chr. 17. Oktober 1776 (84. Stück).

gut; denn von Jugend auf lernt' ich Deklamation aus dem Messias und habe ihn schon in Aalen, Nördlingen, Nürnberg, Erlangen, Eßlingen, Geißlingen, Mannheim, München, sonderlich Ludwigsburg beinahe unzählige Mal vorgelesen."

Auch eine Stelle in der Autobiographie[1]) stimmt damit überein, dieberichtet, er habe den Augsburger gebildeten Kreisen unter großer Beteiligung Lesestunden gehalten, wobei er neben Goethe, Lenz, Leisewitz u. a. besonders die Messiade bevorzugt habe; er habe großen Eindruck damit auf die Zuhörer gemacht.

Bei dieser Messiasinterpretation muß wieder darauf hingewiesen werden, wie sehr Schubarts eigentliche Stärke im gesprochenen Wort lag. Wir können ihm ruhig glauben, daß er, wie er uns oben in köstlich-naiver Weise versichert, die Fähigkeit im vollsten Maße besaß, als Rhapsode auf die Massen zu wirken, und daß er somit Klopstock den größten Dienst geleistet hat. Wie tief er gerade bei seinem mündlichen Vortrag in die schwieriger verständlichen Stellen der Messiade eingedrungen ist, tut in überzeugender Weise die Deutsche Chronik vom 7. November 1776 (90. Stück) kund, wo er eine italienische Übersetzung des „göttlichsten Werkes unserer Dichtkunst" anzeigt. Er stellt diese Übersetzung des Giacomo Zigno in Vicenza weit über die englische und französische Übersetzung, und geht dann auf die Klage des Übersetzers ein, daß sich gegen das Ende die Schwierigkeiten häufen. Schubart gibt zwar sowohl dem Übersetzer wie auch den deutschen Lesern, die beide in den

---

[1]) Schubarts Leben und Gesinnungen a. a. o. II, 39.

späteren Gesängen nicht mehr den großen Geist, das Feuer und die lichte Deutlichkeit der ersten 5 Gesänge erblicken wollen, zu, „daß in den letzteren Gesängen die Hand der Kunst sichtbarer sei als in den ersten; aber (fügt er hinzu) man verstehe nur die Kunst zu lesen, so wird sich vieles aufklären, was anfangs dunkel war.“ Und als Beispiel schließt er sofort eine vortreffliche und großes Verständnis zeigende Erklärung und Zerlegung einer solchen Stelle[1]) an, die beim ersten Lesen dem allgemeinen Verständnis Schwierigkeiten bietet. Bei dieser Analyse, die sich in wörtlicher Übereinstimmung auch in der Autobiographie[2]) findet, macht sich der Musiker in Schubart geltend: die Hebung und Senkung der Stimme, das Steigern und Abnehmen der Tonstärke, die Tonhöhe, alles das gibt er in musikalischen Bezeichnungen an und bedauert am Schluß nur, daß es keine Noten gäbe für die Deklamation, dann wollte er sich noch deutlicher ausdrücken.

Gerade solche kunstvolle Analysen lassen uns einen tiefen Blick tun in die Art, wie liebevoll und gründlich er jeden Vers aus dem Messias zu erfassen sucht und wie ernst er es nimmt schwerverständliche und unklare Partien seiner Mitwelt durch sinngemäße Deklamation und Auslegung näher zu bringen. Dieser letzte Punkt zusammen mit dem Enthusiasmus und dem heiligen Eifer, den er dem Messias entgegenbrachte, der für ihn recht der „Messias“ eines neuen, verheißungsvollen Emporblühens der deutschen Literatur war, berechtigen dazu, ihn den wirkungsvollsten und

[1]) Vergl. Messias Gesang XVI, Vers 578—581.

[2]) a. a. o II, 41.

segensreichsten Interpreten der Klopstockschen Gedanken in Süddeutschland zu nennen.

Von Schubarts eigenen Arbeiten, die unmittelbar auf den Messias zurückgehen, enthält die Deutsche Chronik[1]) den Plan einer Abhandlung, die aber nur Plan geblieben ist: gelegentlich einer Besprechung von Junkers „Christusköpfen“[2]) fällt ihm ein früherer Gedanke ein, den er einmal ausführen wollte: „Christus nach Klopstock“ hatte er sich vorgenommen „für junge Künstler, nein für den Mann in der Kunst“ zu schreiben, und wahrlich Schubart hätte das Zeug dazu gehabt. Es ist nur zu bedauern, daß aus diesem wie auch so manchem anderen hochfliegenden literarischen Plan nichts wurde! Als weitere Frucht des Einflusses Klopstockscher Poesie und Klopstockschen Geistes, wie er sich im Messias äußert, seien nur kurz seine „Todesgesänge“ (1767) erwähnt, in deren Vorrede er ausdrücklich darauf hinweist, daß ihm neben Gellert und Cramer besonders Klopstock als Muster vorgeschwebt habe.

Aber nicht allein der Messias nötigt Schubart diese tiefe staunende Bewunderung für Klopstock ab, auch seine Oden riefen den tiefsten Eindruck bei ihm hervor und rissen ihn zum höchsten Lob hin. So enthält die Deutsche Chronik vom 6. April 1775 (28. Stück) eines jener echt Schubartschen, überschwänglichen Urteile über sie: „Klopstocks Oden, die tausende bewundern, ohne sie zu verstehen, sind unstreitig die besten Oden, die jemals geschrieben — was sag' ich geschrieben? jemals 'rausgestürmt, 'raus-

[1]) D. Chr. 19. September 1776 (76. Stück).

[2]) „Christus Köpfe“ von Junker. Bern 1776.

gejauchtzt, gen Himmel gejauchzt wurden. Gefühl ganzer Situationen des Lebens! Gespräch menschlichen Herzens — mit Gott! mit sich! mit der ganzen Natur! Wohlklang wird hier wieder, was er war. Kein aufgezähltes Harmoniekunststück! Bewegung! Melodie des Herzens! Tanz! . . . . .“ Schubart findet in seiner Begeisterung fast keine Worte mehr; nur noch stammelnd, in abgerissenen Wörtern, im kühnsten Ton der Stürmer und Dränger singt er den enthusiastischen Lobpreis dieser Oden Klopstocks, den er selbst als einen Stürmer auffaßte. Ein Einfluß der Herderschen Besprechung der Oden in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek[1]), die Schubart sicherlich mit lebhaftem Interesse und großem Gefallen gelesen haben wird, ist jedenfalls bis zu einem gewissen Grade anzunehmen und deutlich zu erkennen. Besonders die Bemerkung Herders über die Mannigfaltigkeit der Silbenmaße in den Klopstockschen Oden und die Idee, diese Silbenmaße „ohne Anwendung auf Sprache und Worte, bloß als Tanz, als Folge von Tönen zu einer Melodie“ zu betrachten, mag Schubart recht eingeleuchtet und mit zu obiger Kritik in der Deutschen Chronik beigetragen haben.

Wie sehr sich der Musiker Schubart für die Kompositionen Klopstock'scher Oden und Gesänge interessierte, zeigt der gleiche Chronikartikel[2]), in dem er anschließend an die begeisterte Kritik über die Oden mitteilt, dass Herr Neefe aus Leipzig[3]) sie

[1]) Allgemeine Deutsche Bibliothek Jahrgang 1773, Band XIX, Seite 109—123.

[2]) D. Chr. 6. April 1775 (28. Stück).

[3]) Erschienen sind diese Kompositionen dann unter dem Titel: Oden von Klopstock mit Melodien von Chrn. Gottl. Neefe. Flensburg und Leipzig 1776.

in Musik zu setzen gedenke. „Ewiger Ruhm dem Mann von diesem vaterländischen Gedanken! Hoffentlich trifft er den Posaunenschall dieses großen Dichters". Und ein andermal[1]) bricht er ganz im empfindsamen Geist seines Zeitalters in die Worte aus: „Wieviel Thränen hat nicht Klopstocks Golgatha mit Pergoleses Musik[2]) den sanften, fühlenden Seelen entlockt!"

Den besten Beweis für Schubarts lebhafte Anteilnahme an Klopstocks Oden liefert aber die im April 1771 erschienene Sammlung Klopstockscher Oden[3]), die Schubart herausgab, weil der Dichter selbst mit seiner Ausgabe so lange auf sich warten ließ. Diese Sammlung mußte Klopstocks Ärgernis[4]) um so mehr erregen, als 13 Oden überhaupt nicht von ihm herrührten und weitere 6 von ihm nicht zur Herausgabe bestimmt waren. Aber zur gerechten Beurteilung dieser Odenausgabe muß man die Mühe und Sorgfalt in Betracht ziehen, die Schubart darauf verwandt hat, und aus seinen Briefen[5]), besonders an seinen Schwager Boeckh, geht mit Deutlichkeit hervor, daß es ihm nur darum zu tun war, „dem Publikum eine Freude um

[1]) D. Chr. 24. Juli 1775 (59. Stück).

[2]) Joh. Fabt. Pergolesi, Stabat Mater oder Passionscantate mit der deutschen Parodie des Hrn. Klopstocks, im Clavierauszug (von Hiller), Leipzig 1774. — Vergl. auch D. Chr. 7. November 1774 (64. Stück) und D. Chr. 10. November 1774 (65. Stück).

[3]) Klopstocks kleine poetische und prosaische Werke (herausgegeben von C. F. D. Schubart) Frankfurt und Leipzig (Stuttgart bei Metzler) 1771 II, 8. — Vergl. dazu Franz Muncker, Friedrich Gottlieb Klopstock, Stuttgart 1888, Seite 435.

[4]) Vergl. Hamburger Neue Zeitung 1771, Nr. 57 und „Wandsbecker Bote" vom 12. April 1771.

[5]) Vergl. Strauss a. a. o. Band I, Seite 159—166 und besonders Seite 183/4.

einige Jahre früher zu machen". Wenn Klopstock — sicherlich mit Recht — sich gegen diesen unberechtigten Nachdruck verwahrt, so muß man doch auch zur Milderung und Abschwächung dieses Vorwurfs Schubarts Erklärung bedenken, die er in einem Brief an Boeckh[1]) abgab, wenn nicht die Ehrfurcht gegen Klopstocks Geist seinen Eifer beseelt hätte, so hätte er gewiß, unter einem so geringen Akkord, keine so mühsame Kompilation unternommen.

Auch über Klopstocks Gelehrtenrepublik verbreitet sich Schubart des öfteren in seiner Deutschen Chronik, und zwar stellt er dabei immer das spezifisch deutsch-nationale Element in den Vordergrund. Die erste Erwähnung[2]) geschieht nur um „zur Freude aller Kompatrioten und zum erstickenden Ärgernis aller französierenden Seelen" eine Stelle daraus anzuführen, in der stolz hervorgehoben wird, welch große Rolle Deutschland überall spielt. In derselben Nummer kündigt er für künftigen Februar (1775) das Erscheinen des zweiten Teiles dieses „originellen, aber von Wenigen verstandenen Werkes" an. Sicher war es gerade die entschiedene Verurteilung des französischen Geschmacks und der französischen Nachäfferei in der Literatur, die Klopstock in seiner Gelehrtenrepublik offen und unverblümt ausspricht, was den Patrioten Schubart zu diesem Buche am meisten hinzog. Mit welcher Entrüstung weist Schubart in seiner Deutschen Chronik, die überhaupt das Nationale so stark vertrat, darauf hin, was es für ein schändlicher Hochverrat sei, dem Ausland und

---

[1]) Strauss a. a. o. Band I. Seite 166.

[2]) D. Chr. 8. September 1774 (47. Stück).

seiner Literatur und Kultur einen großen Einfluß auf das eigene Vaterland zu gestatten! Einer der beredtesten und feurigsten Appelle an die Deutschen, gegen die Nachahmung französischen Wesens findet sich im 28. Stück (6. April 1775), wo er in leidenschaftlich erregter Sprache gegen das verkommene Volk losdonnert: der Geist dieser Nation falle immer tiefer ins Kleine; in nichts verraten die Franzosen mehr einen sicheren, festen, männlichen Geschmack; ihre Politiker seien süße Schwätzer, ihre Weltweisen seichte Köpfe, ihre Redner Kleinmeister, ihre Dichter gereimte Prosatoren, ihre Geschichtsschreiber schönlallende Anekdotenkrämer. Mit prophetischem Geist ruft er Frankreich zu: „Wehe dem Land, wo Witz mehr gilt als Verstand!“ Und nun der echte Schubart, der glühende Patriot, der Stürmer und Dränger: „Ein heißer Vaterlandsgedanke glüht in meinem Herzen. Muß 'n 'rausstürmen! Möchte doch dieser Geist der Kleinheit niemals von uns biderben Deutschen nachgeäfft werden! Wenn Buben mit 'm Ball spielen, müssen 's dann Männer gleich nachmachen?“ Umgekehrt konnte er nicht billigen[1]), wenn ein in Stil, Gedanken und Wesen so durchaus deutsches Gedicht wie die Messiade den Franzosen durch eine Übersetzung zugänglich gemacht werden soll. Klar erkennt er, daß die Messiade in Frankreich überhaupt nicht ihr Glück machen könne; denn diese „animulae vagulae haben weit zu wenig Raum, die kolossalischen Bilder einer Klopstockschen Imagination zu fassen.“

Auch ein anderer Zug in Klopstocks Patriotismus nahm Schubart gewiß für den Dichter ein. So sehr Schubart sonst seinen großen Friedrich,

[1]) D. Chr. 16. Januar 1775 (5. Stück).

den Preußenkönig, in den Himmel erhebt, — einen „patriotischen Seufzer“ entringt ihm doch dessen Undeutschheit[1]): „Wenn doch Friedrich, Galliens Sänger nur gewohnt, sein Ohr zu Deutschlands Barden neigte“ — ein Gedanke des Unmuts, den Schubart auch in Klopstocks Oden und in seiner Gelehrtenrepublik finden konnte, in denen er gegen den Verächter deutscher Sprache und Literatur ankämpft. Und noch ein Gedanke in der Gelehrtenrepublik mußte Schubart aus dem Herzen gesprochen sein, nämlich Klopstocks Preis der deutschen Sprache. Für die Sprache hatte Schubart ein besonders feines Gefühl, und er tritt uns auch in seiner Chronik als ein ausgezeichneter Stilist entgegen, ein Vorzug, der nicht allen „Zeitungsschreibern“ auch der damaligen Zeit gemein war. Schon dem 12jährigen Knaben gefällt Luthers derber Ton, weil er mit seinem und seiner Mitbürger Geist so innig sympathisierte. Auch hierin begegnet sich Schubart mit Klopstock, der stets die volle Bedeutung des gewaltigen Sprachmeisters Luther erkannte und niemals mit seiner Bewunderung zurückhielt. Ebenso hatte Schubart für Klopstocks Einfluß auf die deutsche Sprache ein sicheres Empfinden: denn mit sicherem Blick erkannte er die „Veredlung der deutschen Sprache“ als eine Hauptwirkung des Messias.

Schubarts literarische Anschauungen waren so durch die von zahlreichen Subskribenten lang erwartete Gelehrtenrepublik ausgiebig befruchtet. Es war ihm gewiß schmerzlich, im Mai 1775[2]) berichten zu müssen, daß der zweite Teil der Gelehrtenrepublik wohl kaum herauskommen werde, „weil nur die

[1]) D. Chr. 18. August 1774 (41. Stück).

[2]) D. Chr. 22. Mai 1775 (41. Stück).

Wenigen ihn verlangen, für die das Werk geschrieben ist. Der größte Teil des Publikums läßt den ersten Teil ungelesen und heischt den andern nicht". Diese Bemerkung ergänzt das Bild nur, das das Erscheinen des ersten Bandes tatsächlich hervorrief: allgemeine Enttäuschung und Verständnislosigkeit[1])!

Das Gesamtbild, das sich aus allen Erwähnungen Klopstocks und seiner Dichtungen in der Deutschen Chronik ergibt, erweist durchweg Schubarts begeisterte Bewunderung für Klopstock. Seine beispiellose Größe und Unsterblichkeit wird er nie müde zu preisen. In einem stilistisch meisterhaften Aufsatz der Deutschen Chronik[2]) wird Klopstock als der willkommene Repräsentant der Unsterblichkeit und Größe des Genies angeführt: „Klopstock lebt noch in der Hülle eines Menschen unter den Lebendigen, wirkt also allenfalls auch noch in dem Zirkel seiner Freunde. — Ihr, die ihr Größe fühlt, sagt, ob der Mann nach tausend Jahren nicht noch wirken, nicht noch leben werde? Ihr lächelt Ja; aber seht ihr nicht die Gottschede, Justi, Hudemanns und die unzählige Schaar seiner zähnebleckenden Landsleute, wie sie bellen, gleich den Hündlein zum erhabenen Mond und schreien: er ist nicht groß!"

Und noch ein liebenswürdiger Zug für Schubarts Verehrung des Meisters sei zum Schluß erwähnt: als Namenspaten seines im April 1770 geborenen Söhnchens weiß er keinen würdigeren als eben Friedrich Gottlieb Klopstock: „zwei Silben, die fast alles sagen, was groß ist!"

[1]) Vergl. Muncker a. a. o. Seite 464.
[2]) D. Chr. 18. März 1776 (23. Stück).

II. Wieland.

Als Schubart im März 1774 anfing, seine Deutsche Chronik herauszugeben, konnte er sich über Wieland ein einigermaßen festes Urteil gebildet haben. Ihr schriftlicher Verkehr, dessen Anfänge und kurze Blütezeit[1]) gerade 10 Jahre zurücklagen, sowie die starke Schwenkung in Wielands Dichtung hatte manchen Enthusiastentraum zunichte gemacht und eine nüchternere, kühlere Kritik bewirkt.

Der erste Brief an Wieland vom 20. Juni 1764[2]) sollte Schubart eine literarische Verbindung erschließen, nach der sich der einsame Geislinger Präzeptor sehnte; denn weder die spießbürgerliche Umgebung noch die Verwandtschaft seiner Frau vermochten seine geistigen Interessen zu teilen, seine dichtertrische Begabung zu verstehen. In ehrlicher Begeisterung zählt er Wieland zu den Dichtern, die er allein für wahrhaft groß hält, weil sie „die erhabenen Talente ihrer Seele zur Empfehlung der Tugend und zur Erhebung der Religion anwenden". Er gesteht Wieland, er schätze ihn deshalb so hoch, weil er nicht „außer dem Gebiete der Religion einhergegangen", sondern der Tugend und Religion, der wahren Quelle des Schönen treu geblieben sei. Aber eben 1764 hatte mit dem Er-

[1]) Strauß a. a. o. Band I, Seite 36—40 und Seite 64, 69 (hier auch ein Brief Wielands an Schubart vom 18. Juni 1766).

[2]) Strauß a. a. o. Band I, Seite 36—40.

scheinen des „Don Sylvio“ jene große Wandlung in Wieland ihren Ausdruck gefunden, die den endgültigen Austritt aus der Schule der Schweizer bedeutete. Mit ihr mußte auch Schubart sein Urteil abändern, denn mit diesem Schritt konnte der Dichter in Schubarts Augen nur verlieren[1]).

Dennoch war ihm Wieland, der Schwabe, der geeignete Dichter, um den Reigen der literarischen Kritik in seiner Deutschen Chronik zu eröffnen. In großartiger Weise will er sein Publikum zu allererst mit „einem neuen Produkt unseres vortrefflichen Landsmannes Wieland“ bekannt machen: es ist dies der erste Band der in Leipzig 1773 erschienenen „Lebensgeschichte Tobias Knauts, des Weisen, sonst der Stammler genannt, aus Familiennachrichten gesammelt“, dessen Verfasser — Wezel[2]) ist. Diese Autorenverwechslung ist aber verzeihlich, da Wezels

---

[1]) Schubart war zwar ein von Grund aus religiös angelegter Mann, aber dogmatisches Bibelchristentum war nie seine Sache. Und selbst nach seiner Asperghaft möchte ich — der allgemeinen Auffassung entgegen — nur mit größter Vorsicht von einer „Bekehrung“ reden. Es gelang den Bemühungen des Herzogs, der Asperg-Kommandanten und der Ludwigsburger protestantischen Geistlichkeit wohl, Schubart bis zu einem Grade mürbe zu machen, ja so mürbe, daß uns vor der Frömmelei schaudert, die uns aus manchen seiner Briefe entgegentritt. (Außerdem ist zu bedenken, daß diese Briefe anfangs durch die Hände des Kommandanten gingen!) Aber immer blickt der „alte Sünder“ wieder durch, und ich halte das ganze „dogmatische Christentum“ Schubarts für ein äußerliches Mäntelein, unter dem er sich vom Asperg losbetete und das ihm nachher in Stuttgart sehr lose um die Schultern hing.

[2]) Johann Carl Wezel (1747—1819) bekannt durch eine Anzahl Lustspiele, durch die Lebensgeschichte Tobias Knauts und seinen komischen Roman „Hermann und Ulrike“.

Werk anonym erschien, und da sich der Kritiker alle Mühe gab, aus diesen und jenen Eigenschaften und Besonderheiten auf Wieland als den Verfasser zu schließen; auch ist diese Kritik trotzdem sehr beachtenswert, weil sie auf die Wielandsche Eigenart eingeht So betont Schubart besonders, daß, wie überhaupt in allen Romanen des Herrn Wieland, so auch hier die Geschichte seines Helden durch eine Menge eingestreuter Reflexionen erdrückt werde; der Leser werde in einem Kreis von psychologischen und humoristischen Einfällen umhergetrieben und verliere so leicht den Faden der Geschichte. Besonders lobenswert erscheint ihm, daß der Verfasser, der sonst seine Helden in idealische Welten oder in fremde Provinzen zu versetzen pflege, in diesem Roman den Schauplatz auf deutschen Boden gelegt habe. Als nach einem halben Jahre der 2. Teil des Tobias Knaut erschien, sah Schubart seinen Irrtum ein. Nachdem er in der Deutschen Chronik[1]) Lenz als wahren Verfasser des „Hofmeister", den er Goethe zugeschrieben hatte, genannt hat, fährt er in humorvoller Unbefangenheit fort, weil er gerade am Widerrufen sei, so singe er „herzlich gern" seine Palinodie auch wegen des Herrn Wezel, den er auch in diesem Roman (Tobias Knaut) verkannt und für Wieland ausgegeben habe. Er tröstet sich dabei, daß wir nun einen Mann von gesetztem Verstand, Menschenkenntnis und philosophischem Betrachtungsgeist mehr haben — und das sei allemal eine Palinodie wert.

Bei Besprechung der schwäbischen Literatur erwähnt er[2]) in erster Linie seinen Freund Wieland

[1]) D. Chr. 8. September 1774 (47. Stück).

[2]) D. Chr. 4. April 1774 (2. Stück).

als einen „Ehrenretter“ seiner heimatlichen Literatur; kühn versteigt er sich zu der Behauptung, die unsterbliche Periode der Minnesinger lebe wieder auf durch Männer wie Gemmingen, Huber, Miller[1]) und besonders Wieland, den „Plato, Ariost, Cervantes, Pope, Metastasio und Sterne unserer Provinz“. Diese Häufung der Vergleiche muß man dem Geschmack der Zeit zugute halten; doch ist es immerhin ein Zeichen dafür, daß Schubart, der sich hier für den Ruhm der Schwaben in der Literatur ereifert, sehr stolz auf Wieland ist und mit ihm eine gewichtige Lanze für die Ehre Schwabens einlegt.

An seinen Schwager Boeckh schreibt Schubart einmal[2]), er wolle sich sein selbständiges literarisches Urteil wahren, über den und jenen Schriftsteller habe er seine bestimmte Ansicht, er lasse sich darin durch nichts irren, denn er besitze ja selbst Augen, womit er lese, und Empfindungen, die öfters statt der Kritik entscheiden können. So glaube er, daß Wieland ein großer Mann ist, aber damit lasse er sich nicht alles aufdrängen, was er geschrieben habe. Diese Ansicht, die er hier so entschieden ausspricht, hat sich mit der Zeit bei ihm immer mehr gefestigt (der oben zitierte Brief ist nicht datiert, fällt aber nach Strauß wahrscheinlich in das Jahr 1763, noch vor die Geislinger Zeit). In den Jahren, da er seine Chronik schrieb, war er sicherlich in seiner literarischen Kritik so selbständig, daß er sich in wesentlichen Punkten keine fremde Meinung aufzwingen ließ. Wenn aber David Friedrich

[1]) Vergl. dazu besonders den Abschnitt über die Schwaben (Seite 84–95), in welchem diese Schriftsteller eingehender behandelt sind.

[2]) Strauß a. a. o. Band I, Seite 24—26.

Strauß in der Einleitung zu seinen Briefen[1]) die Ansicht äußert, daß Schubart wegen der Oberflächlichkeit und Unordentlichkeit seines Studiums nicht imstande gewesen wäre, sein ästhetisches Urteil zu läutern, so muß auf Stellen wie die obigen hingewiesen und Strauß entgegen daran festgehalten werden, daß Schubart recht gut zu unterscheiden wußte zwischen echter und nachgeahmter Poesie. Daß der kritische Geist Schubarts nicht alles anerkannte, worunter der Name Wielands stand, geht auch daraus hervor, daß er in der ironischen Anzeige[1]) einer „Gelehrtenrepublik nach der Mode“ neben einigen Liedchen Gleims, dessen rauhe Kriegsgesänge er sofort ausnimmt, ferner neben sämtlichen Werken Jacobis auch „einige Schriften von Wieland“ als einzige deutsche Lektüre zuläßt. Zweifellos hatte Schubart gegen den später recht stark hervortretenden französierenden Zug bei Wieland eine empfindliche Abneigung, und die Schriften aus der Warthausener Zeit, in denen sich mit französisch leichter Darstellung auch französische Auffassung der Moral paarte, mögen auf den konsequenten Vertreter eines durchaus deutschen Tones in der Literatur ihren Eindruck nicht verfehlt haben: Schubart wird hier und dort sein Urteil ziemlich haben abändern müssen. In der Chronik vom 1. Mai 1775 (35. Stück) kann er die boshafte Bemerkung nicht unterdrücken, es werde Wielands Eigenliebe nicht wenig gekitzelt haben, als er auf allen Putztischen der Damen und Kavaliers seine Schriften in prächtigen Bänden glänzen gesehen habe. Wie verhaßt dem kernigen Deutschen solche schön gebundene Büchelchen auf den Toilettentischen

[1]) Strauß a. a. o. Band I, Seite 30.

[2]) D. Chr 12. September 1774 (48. Stück).

der Damen waren, sagt uns mehr als eine Stelle in der Deutschen Chronik, wo er sich bald mit heiligem Eifer und rechtschaffenem Grimm dagegen wendet, bald seinen beißenden Spott darüber ausgießt[1]). Daß Schubart gelegentlich eine Wielandsche Dichtung völlig verwarf, zeigt die Deutsche Chronik vom 26. Dezember 1776 (103. Stück), wo sich eine sehr absprechende, ja boshafte Kritik über das im Novemberblatt des Teutschen Merkurs erschienene Wielandsche Gedicht „Liebe um Liebe" findet. Ohne Umschweife erklärt Schubart, das Gedicht sei von sehr mittelmäßigem Wert, das Silbenmaß sei so unrhythmisch, so unmusikalisch, daß man dem Dichter mit der Zofe zurufen möchte: so mache doch ein Ende[2])!

„Man vergnügt sich an der blühenden Phantasie eines Wieland und Heinse, ohne sein Leben darnach einzurichten" — dieser Ausspruch[3]) erscheint typisch für das Verhältnis Schubarts zu Wieland überhaupt. Der um 6 Jahre ältere Wieland, dessen „Hymne auf Gott" und „Empfindungen eines Christen" auf ein im Grunde so tief religiöses Gemüt wie Schubart ihre Wirkung nicht verfehlten, konnte auch mit den Werken seiner zweiten Periode die Gunst Schubarts nicht verscherzen, der schon als Geislinger Präzeptor und besonders als Ludwigsburger Musikdirektor immer weltlicher geworden war. Aber Schubart hat mit sicherem Blick sofort die Schwächen und die

---

[1]) Vergl. hierzu: D. Chr. 27. Februar 1775 (17. Stück); D. Chr. 12. Oktober 1775 (82. Stück); D. Chr. 6. April 1775 (28. Stück); D. Chr. 13. April 1775 (30. Stück) u. a. m.

[2]) Teutscher Merkur, November 1776, 4. Vierteljahr, Seite 159, Zeile 10.

[3]) D. Chr. 22. September 1774 (51. Stück).

ihm undeutsch erscheinenden Partien erkannt und danach sein persönliches Urteil gebildet.

Als Ergänzung zu diesen Kritiken in der deutschen Chronik mögen noch einige Briefe Schubarts herangezogen werden, in denen sich sehr wichtige und charakteristische Urteile über Werke Wielands finden, die in der Chronik nicht rezensiert sind, so besonders über den Agathon. Von Geislinger aus schreibt er, gleich nach dem Erscheinen des Agathon (1766), an Boeckh[1]), wenn er das Buch gelesen habe, dann wisse er die feinsten Gründe, wie man den Epikureismus empfehlen könne; doch schränkt er sein Lob sehr ein, wenn er als Verdienste des Agathon „verschwendete griechische Literatur, wollüstige poetische Schilderungen und langweilige Digressionen" anführt. Was ihm besonders an diesem neuen Werk Wielands mißfallen hat, spricht er in zwei, vom gleichen Tag datierten Briefen an Haug[2]) und an Boeckh[3]) so aus, man werde zwar in diesem „Roman von ganz neuem Schlag" viel Philosophie, griechische Literatur, einen erfindenden Kopf und nachdrücklichen Stil finden, aber auch ein schlimmes Herz gegen Religion und gute Sitten. Und in dem Brief an Boeckh kleidet er denselben Gedanken in folgende Worte: „Schöpfergeist, Philosophie . . alles ist hier — nur nicht ein durch den Geist der Religion geläutertes Herz." Das war also der Stein des Anstoßes für Schubart, der nie, auch in seinen schlimmsten Zeiten, dies durch den Geist der Religion geläuterte Herz missen wollte, und dem der bleibende Wert eines Buches sehr da-

[1]) Strauß a. a. o. Band I, S. 59.
[2]) Strauß a. a. o. Band I, S. 60.
[3]) S. Anmerkung 1.

von abhängig war, welche Stellung der Verfasser zu dieser tiefsten Frage einnahm. Daß Wieland im Agathon sich selbst schilderte, darüber war sich Schubart von Anfang an klar, wie es auch aus den beiden oben erwähnten Briefstellen hervorgeht[1]).

Auch über die „Musarion“ finden wir Urteile in seinen Briefen. An Boeckh[2]) schreibt er von diesem „vortrefflichen Gedicht, in dem die Liebe des Philosophen im gefallenden Reize der Dichtkunst geschildert sei“. Und besonders interessant ist eine Nachschrift zu einem Brief an Boeckh[3]) vom 20. November 1770, also zu einer Zeit, da er sich sein Urteil einigermaßen gebildet haben konnte: „Wielands Grazien? — schön, sehr schön! Man zahlt 2 fl. 45 x., hat ein hübsches Büchelchen, liest es in einer halben Stunde, lacht, bewundert das Genie seines Verfassers und — weiter nichts.“

Wie deutlich genug aus den Urteilen über den Agathon hervorgeht, war es immer wieder Wielands „Irreligiosität“ oder besser Mangel an Religiosität, an der sich Schubart stieß. Je nach dem Verhältnis Wielands zur Religion richtete sich auch Schubarts literarisches Urteil über ihn. Und nicht nur für die literarische Kritik, sondern auch für seinen ganzen Verkehr mit Wieland war dies ausschlaggebend; das geht schon aus einem Brief hervor[4]), in dem Schubart um Rat fragt wegen einer Wochenschrift, die er mit

[1]) Strauß a. a. o. Band I, Seite 60: „Er überschreibt ihn Agathon und schildert sich unter diesem Tittel selber“ . . . Strauß a. a. o. Band I, Seite 63: „Wielands Agathon ist Wieland selber.“

[2]) Strauß a. a. o. Band I, Seite 124.

[3]) Strauß a. a. o. Band I, Seite 173.

[4]) Strauß a. a. o. Band I, Seite 79/80. (Anfang und Datum fehlt.)

Wieland zusammen schreiben sollte, wie dieser ihm angeboten habe. „Ich rechne es mir zwar zur Ehre — fährt er dort fort — in Gesellschaft eines so berühmten Mannes zu schreiben. Aber sollte nicht seine Irreligiosität, die aus allen seinen neuen Schriften hervorbricht, mir in Zukunft an meinem Glück hinderlich sein können?“ Schubarts Präzeptorenstellung in Geislingen (aus dieser Periode stammt nach Strauß der eben zitierte Brief) war von seiten der Geistlichkeit aus, die nie gut auf ihn zu sprechen war, so wie so sehr untergraben, so daß er allen Grund hatte, vorsichtig zu sein, wenn er in Amt und Würden bleiben wollte. Somit ist eine Zurückhaltung Schubarts Wieland gegenüber recht gut zu verstehen. Der Vorwurf des „Schwabenstreiches“, wie Klob[1]) dies nennt, ist daher kaum berechtigt. Für Schubart wäre es unter den damaligen Verhältnissen sehr bedenklich und gefährlich gewesen, mit dem Religionsspötter und Religionsverächter, als der Wieland schon damals verrufen war, gemeinsam eine Zeitschrift herauszugeben, bei der man, wie er treffend bemerkt, zu seinem Verderben annehmen könnte, daß er just das gemacht hätte, was er eben nicht gemacht hatte. Die spätere Wochenschrift „Der neue Rechtschaffene“ stand nicht unter der Redaktion Wielands; so konnte auch Schubart, ohne sich einer Gefahr auszusetzen, manche Beiträge liefern.

[1]) Klob a. a. o. Seite 80.

III. Lessing und Nicolai.

Lessing gewann mit seinen kritischen Schriften für die Schubartsche Kritik grundlegende Bedeutung und so erhielt er neben Klopstock und Wieland in der Deutschen Chronik einen Ehrenplatz. Auch die Kunstanschauung Lessings und Winckelmanns wirkte auf ihn befruchtend ein: darauf weist die Art und Weise der Schubartschen Kunstkritik, in den drei in Betracht kommenden Jahrgängen der Deutschen Chronik deutlich hin. Die einzigartige Doppeltätigkeit Lessings, der seine literarischen und künstlerischen Anschauungen ebenso theoretisch wie praktisch zu vertreten wußte, war Schubart in seiner ganzen Tiefe und Bedeutung aufgegangen. Als Schubarts Zeitschrift 1774 zu erscheinen begann, war Lessing auf allen Gebieten mit seinen kritisch-künstlerischen Intentionen hervorgetreten, und so konnte sich Schubart ein umfassendes Urteil über ihn angeeignet haben. Eine Erwähnung in der Deutschen Chronik vom 1. April 1776 (27. Stück) zeigt, welch klare Erkenntnis Schubart von Lessings Doppelnatur hatte: „Regeln drechseln und Regeln ausüben ist zweyerlei. Nur uns Teutschen ist die Ehre vorbehalten, mit unserem Lessing, der beedes versteht, einherzustolzieren".

Daß Schubart in seiner Zeitschrift auf die Dichtungen Lessings nur sehr kurz eingeht, hat seinen

Grund darin, daß er sich in seiner Kritik in erster Linie auf gleichzeitige oder doch kurz vorher erschienene Werke beschränkt. Allerdings ergreift er immer gern die Gelegenheit, auch über weiter zurückliegende Dichtungen sein Urteil abzugeben, sei es, daß er sich nicht genug tun kann in Lobeserhebungen, sei es, daß er jedesmal aufs Neue sich entrüstet, so oft er durch irgendeinen Zufall an die betreffende empfindliche Stelle erinnert wird.

Wie er über „Minna von Barnhelm“ dachte, geht aus einer Bemerkung hervor, die in ihrer cynisch-witzigen Art gerade an Lessing erinnert. Er schreibt dort[1]), die Franzosen könnten unsere Minna von Barnhelm auch in der Verunstaltung des Chabannes[2]) nicht genug hören, und wer dabei noch behaupte, wir hätten kein gutes deutsches Lustspiel, dem sollte man schon lange die Ruthe gegeben haben, wenn es nicht Schade wäre, Weiden an deutschen Bächen geschnitten, an seinem Rücken zu zerfetzen. Eine andere Stelle, in der Lessings Minna von Barnhelm erwähnt wird, steht im 73. Stück der Deutschen Chronik (8. Dezember 1774) und behandelt dieselbe französische Minnaübersetzung des Chabannes. Auch hier (wie beim Messias) hält er das Original für so urdeutsch in Inhalt und Wesen, daß die Franzosen es weder übersetzen noch verstehen können. „Wie wird da unser guter Preußischer Paul Werner ververhunzt worden sein! Denn den Franzosen fehlt ein Original, daran sie einen so großen Charakter studieren können“ ruft er aus und fügt dann ein

[1]) D. Chr. 19. Januar 1775 (6. Stück).

[2]) Rochon de Chabannes, Les amans généreux. Paris 1774, 8.

französisches Urteil über die Minna bei, in dem ihr besonders die „ungemeine Leichtigkeit“ nachgerühmt wird, mit der sie geschrieben sei; die einzelnen Züge seien trefflich, die Charaktere der Personen gut angelegt und mit Nachdruck behauptet. Diese französische Kritik schließt mit den Worten: „Sie verdient den Beyfall, den sie erhielt.“ Wenn auch der „Minna von Barnhelm“ verhältnismäßig wenig Beachtung in der Deutschen Chronik geschenkt ist, so geht doch aus den kurzen Bemerkungen hervor, daß Schubart dies Lustspiel in seiner hohen Bedeutung erkannte und diese künstlerische Tat zu würdigen wußte.

Auch die „Emilia Galotti“ erfährt nur eine kurze Besprechung, was um so erstaunlicher ist, als sie erst 1772, nur 2 Jahre vor dem Beginn der Chronik erschien, also Schubart gut zu einer eingehenderen Behandlung oder wenigstens zu einer einmaligen Kritik hätte Anlaß geben können. Die Deutsche Chronik vom 1. Mai 1775 (35. Stück) berichtet von dem Wiener Aufenthalt Lessings[1]): „Lessing zu Ehren führte man, als er zum erstenmal in die Komödie ging, seine Emilia Galotti auf und beehrt' ihm am Ende mit allgemeinem Beyfall gebenden Händeklatschen.“ Dies ist in allen drei Jahrgängen der Deutschen Chronik die einzige Erwähnung der Emilia, und es kann wirklich wundernehmen, daß Schubart

[1]) Schubart gibt in der Deutschen Chronik vom 1. Mai 1775 (35. Stück) „einen Auszug eines Schreibens aus Wien“. Es heißt dort: „Wir sind hier so glücklich, zwey der berühmtesten und größten Männer unserer Zeit in unseren Mauern zu haben — Wieland und Lessing“. Es ist dies unrichtig, denn Wieland war nie zusammen mit Lessing in Wien!

dieses wichtige Werk so kurz behandelt, das in seiner außerordentlichen Gedrängtheit, in seinem meisterhaften Aufbau des höchsten Lobes Schubarts sicher sein mußte.

In derselben Nummer[1]), in der sich die Bemerkung über die Emilia findet, berichtet Schubart von einem neuen Trauerspiel, das Lessing bei sich in Wien habe, und das dort zum erstenmal aufgeführt werden solle. Es kann, wenn man das Datum vom 1. Mai 1775 bedenkt, kaum ein Zweifel sein, daß hier die Faustdichtung Lessings gemeint ist. Diese Annahme wird bestätigt durch einen Artikel vom 15. Mai 1775[2]), in dem Schubart seinen Lesern zu erzählen weiß, Lessing habe sein vortreffliches Trauerspiel D. Faust an die Wiener Schauspieldirektion „verhandelt". „Wer die meisterhafte Scene dieses Trauerspiels im ersten Teil der Literaturbriefe gelesen hat, so fügt er hinzu, den wird's, wie mich, gelüsten, das große Stück bald ganz lesen zu können." Wie Schubart dazu kommt, von einer Abtretung des Faustmanuskripts an die Theaterdirektion zu reden, ist nicht recht einzusehen. Expositionsschema im theatralischen Nachlaß und die im 17. Literaturbrief (16. Februar 1759) erstlich mitgeteilte dritte Szene des zweiten Aufzugs „Faust und 7 Geister" sind als einzige Fragmente von Lessings Faust auf uns gekommen. Die Berichte des Hauptmanns von Blankenburg über Lessings verloren gegangenen Faust vom 14. Mai 1784 und J. J. Engels Brief an Karl Lessing, den Herausgeber des theatralischen Nachlasses, lassen keinen Zweifel darüber,

[1]) D. Chr. 1. Mai 1775 (35. Stück).
[2]) D. Chr. 15. Mai 1775 (39. Stück).

daß, was sonst vom Faust niedergeschrieben war, entweder 1775 in einer Kiste verloren gegangen oder durch Lessing selbst vernichtet worden ist[1]). So ist es auch nicht möglich, anzugeben, wie weit Lessing, als er im März 1775 nach Wien kam, seinen Faust vollendet hatte, ob es sich schon damals um eine Wiener Faustaufführung handeln konnte, oder ob er, was eher anzunehmen sein wird, das Manuskript zu einer weiteren Ausarbeitung mit nach Italien nehmen wollte[2]).

Über die „Briefe, die neueste Literatur betreffend", die 1759—1765 erschienen, findet sich die wichtigste Stelle in einem Brief Schubarts an seinen Schwager Boeckh[3]). Schubart verteidigt darin die Berliner Kunstrichter seinem Schwager gegenüber, der sich unter anderem auch daran gestoßen hatte, daß Cramer von ihnen getadelt wurde. Er fährt fort: „übrigens glauben Sie ja nicht, daß die Verfasser der Briefe u. s. w. so schlechte Männer sind. Herr Haug hat es mir gesagt, daß der Professor Abbt .... sein Rezensent sei und daß Floegel[4]), der Verfasser der Erfindungskunst und Nicolai[4]), ein Sohn des Professors zu Frankfurt a. d. O.

[1]) Erich Schmidt, Lessing. Geschichte seines Lebens und seiner Schriften. Berlin 1899. 2 Bände. (Band I, Seite 374.)

[2]) Schubarts Angabe von einem Verkauf des Manuskripts an die Theaterleitung in Wien ist sehr vorsichtig aufzunehmen; sie ist vermutlich so unrichtig wie der 14 Tage vorher berichtete Aufenthalt Wielands in Wien.

[3]) Strauß a. a. o. Band I, Seite 25 (der Brief ist nicht datiert; Strauß legt ihn an das Ende des Jahres 1763).

[4]) Es sei bemerkt, daß Haug sich täuschte. Weder war Floegel ein Mitarbeiter der „Briefe", noch war Nicolai ein Sohn des Frankfurter Professors (vielmehr sein Bruder).

ein außerordentliches Genie, die Verfasser der Briefe seien". Unwillkürlich sucht man nach dem Namen Lessing. Denn wenn Lessings eigentliche Tätigkeit an den Literaturbriefen auch schon mit dem 6. Teil endigte, so war doch dem ganzen Werk der Stempel seines scharfen, kritischen Geistes und seines Stiles aufgedrückt. Allerdings wurde die Anonymität streng gewahrt und nicht bloß Schubart blieb der eigentliche Urheber verborgen, auch andere, so Gleim und Uz konnten nur vermutungsweise auf Lessing raten. Auch Haug schien (nach der obigen Briefstelle zu schließen) Lessing nicht erkannt zu haben. Aber auffallend ist es, daß Schubart auch in späteren Jahren nicht auf Lessing riet; wenigstens spricht er nicht davon, und er hätte es bei seiner Hochschätzung Lessings sicherlich erwähnt, daß dieser die Seele jener Berliner Kritiken sei, die so viel böses Blut machten. Auch ein Brief vom 22. Juni 1768[1]) nennt Mendelssohn und Nicolai als Verfasser der Berliner Literaturbriefe; auch hier wird Lessing als spiritus rector noch nicht erkannt.

Als Hauptmitarbeiter an diesen Berliner Literaturbriefen ist Nicolai zu nennen. Man sollte nicht denken, daß dieser extremste Vertreter der Aufklärung und des nüchternen Verstandes bei Schubart, dem Verteidiger des Genies und noch mehr der Empfindung in der Dichtung, viel gelte. Und doch hat sein „Sebaldus Nothanker" Schubart zum höchsten Lob hingerissen: er bezeichnet ihn geradezu als „den besten deutschen Roman"; als Kehrseite spricht er über die „Freuden des jungen Werthers" das Todes-

[1]) Strauß a. a. o. Band I, Seite 117—120.

urteil aus: „Nunter mit dem Quark in Entengraben!“ Bei dieser so entgegengesetzten kritischen Beurteilung eines und desselben Mannes im Laufe eines Jahres soll wiederum hervorgehoben werden, wie sehr der Feuerkopf doch im Superlativ sprach: höchstes Lob — strengstes Verurteilen, das ist ihm die willkommenste Art zu kritisieren, und ihr folgt er meistens. Einen eigentlichen Mittelweg kennt Schubart nicht oder geht ihn wenigstens sehr ungern; und es war auch für einen feurigen, stürmischen Kopf wie Schubart schwer, fast unmöglich, den gesitteten Pfad der tugendhaften, gemäßigten Kritik zu wandeln: eine solche Natur mußte sich in Extremen bewegen, und das ist allerdings für die Sachlichkeit seiner literarischen Kritik nicht immer gut.

In der Deutschen Chronik vom 30. Mai 1774 (18. Stück) bespricht Schubart Nicolais „Sebaldus Nothanker“ zum erstenmal (abgesehen von einer früheren kurzen Erwähnung[1]), in der „seine interessierende Schreibart“ besonders gelobt wird). Er berichtet, er habe sehr begierig dem neuesten Meßkatalogus wegen einer Fortsetzung „des Lebens und der Meinungen des Magister Sebaldus Nothanker“ entgegengesehen, leider habe er keine gefunden. „Zwar gefällt mir die langsame Eile eines Schriftstellers sehr wohl, aber eine grausame Ahndung sagte mir und das Gerücht bekräftigt es: Nikolai darf seinen Nothanker nicht fortsetzen. Wieder ein Rätsel! In der Stadt[2]), wo Edemann, Damm, la Metrie wider die Religion, der Verfasser der Schutzschrift für meine

[1]) D. Chr. 31. März 1774 (1. Stück).

[2]) Sebaldus Nothanker erschien in Berlin (u. Stettin).

Mitbürger im Reiche der Möglichkeit wider den Staat und Heinse wider die Sitten schrieb, da soll man den besten deutschen Roman, wo soviel Menschenverstand und Kenntnis deutscher Sitte ist, nicht vollenden dürfen?“ Der beste deutsche Roman — ob Schubart den Mund nicht etwas zu voll genommen hat? ob nicht sein Urteil dadurch im günstigen Sinne beeinflußt worden ist, daß er von dem Verbot der Fortsetzung dieses Romans so erbost ist, daß er ihn höher einschätzt als er es bei normalem Erscheinen getan hätte? Diese Fragen finden durch das tatsächliche Erscheinen des 2. Teiles und dessen Kritik zwar keine vollständige Lösung, aber doch eine Erklärung und Berichtigung. Nachdem Schubart im März 1775[1]) das Publikum, das sehr begierig auf die Fortsetzung des Nothanker wartete, vor dem kürzlich erschienenen zweiten Teil gewarnt[2]) und auf das baldige Hervortreten „des wahren Kontinuators“ vertröstet hatte, schreibt er wenige Monate später[3]) über den zweiten Teil folgende Kritik: „Und siehe da, schon habe ich ihn gelesen, verschlungen. Nikolai bleibt sich auch im zweiten Teil gleich und das kann er. Denn die Ruhe des philosophischen Geschichtsschreibers hält immer länger an als der Sturm, unter dem das eigentliche Genie schreibt.“ Und nun die folgende Charakteristik eines Genies und eines aufklärerischen Schriftstellers, die weniger für Nicolai, als vielmehr für Schubarts Anschauung interessant

---

[1]) D. Chr. 6. März 1775 (19. Stück).

[2]) „Ein gewinnsüchtiger Buchhändler dingte einen Gelehrten, der an Nikolais reizenden Weiberkopf einen Pferdehals und Fischschwanz setzte.“

[3]) D. Chr. 20. Juli 1775 (58. Stück).

und wichtig ist: „Laß einen Feuerkopf abgekühlt sein, er wird dir das schlechteste Zeug 'rausschwätzen; heiß aber schreibt er, wie 'n Engel. Daher kömmt die erstaunungswürdige Ungleichheit in den Produkten des Genies. Der philosophische Kopf aber ist immer heiter und ruhig; die Gedanken gleiten auf seiner Seele so sanft wie ein Nachen auf der Donau im schönsten Sommertag. Freilich scheitert er im Sturm!" Und doch möchte Schubart dem Herrn Nicolai nicht das Genie absprechen. „Wenn reiche Welt- und Bücherkenntnis, vorzüglich Kenntnis deutscher Sitte, wenn gefälliger Witz, attische Sprachzierlichkeit, Gefühl für jedes moralisch und physisch Schöne, wenn Güte des Herzens Anspruch auf's Genie machen kann, so hat gewiß Nikolai sein Anteil redlich bekommen[1]). Sein Nothanker ist die größte Satyre auf die baumstarken Orthodoxen. Und doch stößt ihm sein Satyr nicht die Rippen 'nein; er neckt sie nur mit den Bockshörnern." Auch hierin möchte man fast einen leichten Tadel erblicken — jedenfalls wäre es Schubarts Sache nicht gewesen, nur zu reizen und zu sticheln; er hätte den Orthodoxen die Rippen eingestoßen!

Zum Schluß kommt er noch auf die dem Werk beigegebenen Kupfer Daniel Chodowieckis zu sprechen. Als Beitrag zu Schubarts hoher Auffassung dieses Künstlers möge die Stelle angeführt sein: „Und was soll ich von Chodowiecki sagen, unter dessen Griffel die Begebenheiten in einen Brennpunkt zusammenfahren, der Leib und Geist auf seine Platten

[1]) Der „redliche Anteil" scheint mir hier einen leichten ironischen Beigeschmack zu haben. Schubart war sich doch darüber klar, daß zu einem vollen „Genie" im Sinne seiner Zeit etwas mehr gehört als die oben aufgezählten Eigenschaften.

trägt, der in der Charakteristik in ganz Europa seinesgleichen nicht hat? — Fast möchte ich den Künstler mehr als den Schriftsteller bewundern!“ Dieser Ausruf wirft ein kleines Schlaglicht auf die gesamte Beurteilung des zweiten Teiles des Nothanker, und man möchte geradezu die Frage aufwerfen, ob Schubart auch jetzt noch vom Sebaldus Nothanker als „dem besten deutschen Roman“ gesprochen hätte! Dazu kommt noch ein offener Tadel, den Schubart in einer Fußnote zu einem politischen Artikel ausspricht[1]): „Meiner Ansicht nach hat Nikolai nicht wohl getan, daß er seinen Nothanker, dessen ganze Anlage ruhige, kalte Überlegung ist, zu einem so enthusiastischen Verehrer eines so mystischen Buches macht[2]). Einen solch widersprechenden Charakter kann's nicht in der Natur geben.“ Das ist doch wohl nichts anderes, als der Vorwurf, einer Person und dazuhin noch dem Titelhelden wenigstens in einer Beziehung einen unmöglichen, zwitterhaften Charakter gegeben zu haben, ein Vorwurf, unter dem die künstlerische Bedeutung eines Werkes vollends in Schubarts Augen sehr zu leiden hatte.

Als Gegenstück zum Sebaldus Nothanker ist die Kritik der Nicolaischen Parodie auf Goethes Werther, der „Freuden des jungen Werthers“ wichtig[3]): „Die Freuden des jungen Werthers sind jetzt in tausend Händen und verdienen's traun nicht.“ Schubart meint dann, Nicolai habe sich dafür rächen wollen, daß man seinem Nothanker einen „Kopf mit 'm

[1]) D. Chr, 12. August 1776 (65. Stück).

[2]) Es handelt sich um die „Offenbarung Johannis“.

[3]) D. Chr. 16. März 1775 (22. Stück).

Frazzengesicht“ aufgesetzt habe: gemeint ist die auch oben erwähnte unberechtigte Fortsetzung des ersten Teiles des Nothanker. „Drum ward Nikolai zornig, wollte dem Werthers den Kopf 'runterschlagen, und ein französisch Milchgesichtlein 'draufstellen, à la Vestris frisiert und mit Lyonerroth bemalt; aber 's wollte niemand behagen als den artigen Herrchen, die nur gewohnt sind Porcellainfiguren auf den Toiletten zu sehen. Da spöttelt der Mann über den gerupften Stil und über den Geniestrom, der hoch einherbraust, und auch ihm seine Tulipanenbeetchen wegzuschwemmen droht. Das Ding kömmt mir just vor als wenn ein bebalsamter und bedufteter griechischer Süßling zum Skopas gekommen wäre und gewinselt hätte: gieb doch deinem Laokoon ein Alltagsgesicht — so Nikolai zu Goethe: mach doch aus deinem Werthers einen guten Jungen, der sich nicht gleich vor'n Kopf schießt, wenn er 's Mensch nicht kriegen kann. Laß lieber den Albert 'n Hasenfuß sein! Soll dann das Genie handeln wie die kalte Vernunft! Soll Feuer Wasser sein? — 'Nunter mit dem Quark in Entengraben!“

Diese scharfe Ablehnung zeigt zur Genüge, daß Schubart nicht allzuhoch von Nicolai dachte und daß gerade die einseitig bornierte Vertretung der Aufklärung und der kalten Vernunft ihn von Nicolai abstoßen mußte. Die obige Kritik ist deshalb so vollständig mitgeteilt, weil sie offenbar charakteristischer für Schubarts gesamte Beurteilung Nicolais ist als etwa die des ersten Teiles des Nothanker. Sie ist 4 Monate vor der Rezension der Fortsetzung des Nothanker geschrieben, und so erklärt sich auch die durchaus kühlere Besprechung vom 20. Juli 1775.

VIII. Der Göttinger Hain.

Mit dem Göttinger Dichterkreis treten wir dem Dichterideal, das Schubart in den Jahren 1774—77 vorschwebte, am nächsten. Wie er auf dramatischem Gebiete den Stürmern und Drängern sein begeistertes Lob spendete, so schien ihm die Lyrik der Göttinger, eines Voß, Hoelty, Claudius, Stolberg, Bürger, seine höchsten Erwartungen und Ideale zu erfüllen. In den verschiedenen Musenalmanachen dieser Jahre erschienen die neuesten und besten Gedichte des „Hains" und der Dichter, die sich ihm angeschlossen hatten, ohne eigentliche Mitglieder zu werden.

Wie hat sich Schubart, der zeitlebens einen regen dichterischen Verkehr mit Gleichgesinnten vermißte, und sich daher in Ulm um so fester an seinen Freund Miller anschloß, wie hat er sich wohl nach Göttingen gesehnt und welche Befriedigung hätte seine leidenschaftliche Freundessehnsucht und Dichterliebe dort gefunden! Magnetisch fühlt er sich zu diesen jungen Dichtern hingezogen. So enthält die Deutsche Chronik [1]) im Anschluß an die Nachricht, daß Hoelty und Voß, „diese zwei heißen Vaterlandsdichter", sich bei Claudius niederlassen wollen, das leidenschaftlich-sehnsüchtige Verlangen: „Da glüht der heiße Wunsch in meinem Herzen. Euer Dritter kann ich nimmer seyn, ihr

[1]) D. Chr. 26. Januar 1775 (8. Stück).

lieben Deutschen! Jünglinge, bin ich's würdig, so macht mich zu eurem Vierten!" Und Schubart wäre ihrer würdig gewesen: seine Gedichte stehen nahezu auf der gleichen Höhe wie die der Göttinger, besonders seine Bauernlieder, die in echt volkstümlichem Tone gehalten sind; und er wäre in ihrem Kreise nicht der nüchternste und stillste gewesen, wenn die Begeisterung für Klopstock helle Flammen entzündete.

Das Trifolium, dem sich anzuschließen Schubarts tiefstes Sehnen war, findet in der Deutschen Chronik reichliche Besprechung. Meist sind diese in die Rezensionen der neu erschienenen Musenalmanache eingestreut. Es ist ja nur ein kurzer Ausschnitt von drei Jahren, in denen Schubarts literarische Kritik betrachtet werden soll, aber gerade für den Göttinger Hain bedeuten diese drei Jahre, wenn auch nicht mehr die Glanzzeit, so doch noch einen Höhepunkt und vor allem ein kräftiges frisches Blühen der Musenalmanache.

Die schwärmenden Haingenossen feierten Klopstocks Geburtstag durch symbolische Ehrung des abwesenden Meisters — und auch Schubart weiß wohl, daß das Klopstocksche Odenideal ihnen allen (wie auch ihm selbst) vorschwebte, wenn er schreibt[1]): „Voß trifft den Ton der Klopstockschen Ode größtenteils sehr gut; über das hat er eigenes Gefühl und sät da und dort originelle Gedanken in die umgeegte Furche hin." Nur tadelt Schubart ganz bezeichnenderweise Vossens Ausfälle auf Wieland, so sehr er seine „Ode an Klopstock" lobt; er fügt in seiner anschaulichen Ausdrucksweise hinzu: „Braucht Klopstock Wielands Rippe zum Fußgestellt?" In der Ver-

[1]) D. Chr. 23. Januar 1775 (7. Stück).

achtung und Verdammung Wielands wäre Schubart nicht mit den Göttingern gegangen; es hatte doch zu viel von Wielands früheren Dichtungen auf ihn gewirkt, so daß er hier vielmehr Bürger zugestimmt hätte.

In der Besprechung des Wandsbecker Musenalmanachs auf 1776[1]) geht Schubart auf die „Pferdknechts-Idyllen“ von J. Voß ein. Er meint: unsere schwäbischen Stallknechte sprechen nun freylich ganz anders, doch drückt sich auch hier Michel und Hanns größtentheils mit vieler Natur aus.“ Und doch wird es nicht zu viel gesagt sein, wenn man Schubarts Bauernliedern (vielleicht auch denen Millers) mehr Volkstümlichkeit und Natürlichkeit zuspricht als diesen Vossischen Idyllen. Ebenso ist es bei Schubart gut zu verstehen, wenn er der Vossischen Muse den Vorwurf macht, sie scheine die Gegenstände zu ängstlich aufzusuchen und dann sie mühsam zu bearbeiten. Kühn und sehr selbstbewußt wirft er den Satz in die Kritik über Voß hinein: Originalität läßt sich nicht erzwingen! Was er stillschweigend in diesen Gedanken hineinlegte, wie weit er seine Originalität und Genialität der Voßschen gegenüberstellte, ist nicht schwer zu erraten.

Dem Übersetzungstalent Vossens wird Schubart in der Chronik[2]) gerecht, als er, die im Deutschen Museum[3]) erschienene „Fortsetzung von Platons Vertheidigung Socrates“ bespricht. Seine Kritik lobt die herrliche Übersetzung ebenso wie die erläuternden Anmerkungen, „die es dartun, daß Voß selbst der

[1]) D. Chr. 27. November 1775 (95. Stück).

[2]) D. Chr. 9. Dezember 1776 (99. Stück).

[3]) Deutsches Museum, November 1776 (Band II, Seite 1009).

Mann sey, der Biegsamkeit des Geistes genug habe, sich in jedem Charakter der Rede hineinzuschmiegen, und der mitten im Getümmel der Varianten und Glossen das Notwendige und Schöne schnell zu fühlen wisse [1]).

Es sind sicher einzig und allein die Vorzüge des Übersetzers Voß, die Schubart zu schreiben veranlassen [2]): auf Voß schwebe Höltys Geist zweyfältig. Und in der Tat handelt es sich um eine Übersetzung der Werke Shaftesburys, über der der junge Hölty am 1. Dezember 1776 wegstarb und deren Vollendung Voß übernommen hatte. Abgesehen von der Kunst der Übersetzung, hat der derb-biedere, im allgemeinen doch recht nüchterne Voß nichts gemeinsam mit dem elegischen, überzart empfindenden Jüngling. Nicht Voß ist es, der im Göttinger Musenalmanach auf 1775 zusammen mit Hölty, „die himmlische Flamm' im Busen" Klopstocks Spuren folgt, sondern Miller [3]).

---

[1]) Dieses 99. Stück der D. Chr. (9. Dezember 1776) läßt einen Blick in Schubarts literarische Werkstätte tun. Er hat eben einen politischen Leitartikel verfaßt und kommt nun an das Kapitel „Literatur". Vor ihm liegen die neuesten Bände des Teutschen Merkurs und des Deutschen Museums. Wie eine Entschuldigung und Rechtfertigung klingt der Anfang jenes Artikels: „So unschicklich es ist, Auszüge aus einem Journal in ein anderes überzutragen, so muß ich doch eine Ausnahme machen, wenn mich die Vortrefflichkeit des Journals dazu auffordert." — Denn der ganze Artikel „Literatur" ist ein großer Auszug aus den beiden genannten Zeitschriften, und dem armen Chronikschreiber, der vielleicht diesmal nicht allzuviel Stoff hatte, sind die „vortrefflichen" beiden letzten Nummern des Deutschen Museums und des Teutschen Merkurs willkommene Helfer in der Not!

[2]) D. Chr. 19. Dezember 1776 (102. Stück).

[3]) Vergl. den Abschnitt über Schwaben Seite 91—95.

Schubart hat richtig gefühlt, daß von allen Göttinger Dichtern Miller am ehesten an die Innigkeit und Ursprünglichkeit Höltyschen Empfindens heranreicht, wenn er auch für unsern heutigen Geschmack weit unter der Echtheit und Tiefe Höltys steht.

„Hölty, der süßmelancholische Dichter!“ nennt ihn Schubart einmal[1]), und welch sicheren Platz Hölty in Schubarts Herzen besaß, zeigt die mehrfach erwähnte Besprechung des Göttinger Musenalmanachs auf 1775[2]): „Mir fällt nicht leicht ein Dichter bei, dem der elegische Ton besser glückt als dem gefühlvollen Jüngling Hölty. Die ‚Elegie auf ein Landmädchen‘ ist so schön, so voll himmlischer Schwermut, daß man's nicht ohne süßeste Thränen lesen kann. Hölty besitzt den Zauberstab, der auch aus Felsen Wasser schlägt.“ Und in tiefer echter Trauer schreibt er am 11. November 1776 in der Rezension des Vossischen Almanachs: „Hölty — mag nicht reden von ihm — hier sind seine Schwanenlieder. Weint um ihn, ihr Edlen, die ihr's fühlt, was die Welt an einem solchen Jüngling verlor!“ Einen eigentlichen Nachruf widmet Schubart dem Frühverstorbenen in seiner Chronik nicht: er weiß einen, der mehr dazu berufen ist[3]). „Mein Freund Miller (mit Lust und Stolz nenn' ich ihn so), der dieses Dichters Freundschaft und persönlichen Umgang genoß, hat ihm ein besonderes Denkmal gestiftet. Als Beilage zur Deutschen Chronik[4]) gibt Schubart Millers von inniger Liebe zeugenden Nach-

[1]) D. Chr. 24. Juli 1775 (59. Stück).
[2]) D. Chr. 23. Januar 1775 (7. Stück).
[3]) D. Chr. 26. September 1776 (78. Stück).
[4]) D. Chr. 3. Oktober 1776 (80. Stück, Beilage).

ruf „Etwas von Höltys Charakter“ heraus[1]). Es ist hier nicht der Platz für eine kritische Behandlung des Millerschen Nachrufes; doch können wir annehmen, daß sich Schubart mit seinem Freund vollständig einverstanden erklärt in der Würdigung des Menschen und Dichters Hölty. Am Schluß der Charakteristik schreibt Miller: „Ich wollte dir ein Lied singen. Wenn einst Wehmut mich mit ihrem Flügel überschattet, daß ich nicht mehr in die Welt und ihr Getümmel blicke, und Begeisterung mich wärmt und hebt, dann thu ich's.“ Schon vier Wochen später bringt die Chronik[2]) den hier angekündigten poetischen Nachruf Millers; er ist dem Hutmacher Staedele in Memmingen[3]) gewidmet, der kurz vorher Miller in einem in der Chronik[4]) abgedruckten Lied aufgefordert hatte, Höltys Tod zu besingen.

Die liebenswürdige, bescheidene Art und die Einfachheit und Frömmigkeit der Poesie des „Wandsbecker Boten“ gewannen Schubart für diesen „Schriftsteller nach seinem Herzen“. Der ganze Ton der Kritik der Deutschen Chronik über Claudius ist innig und warm und zeugt von einer herzlichen Zuneigung zu „seinem lieben Claudius, dem guten Asmus in Wandsbeck“. Was ihn an der Lyrik von Claudius

[1]) Der Nachruf, der zuerst in der D. Chr. erschien, findet sich außerdem in Millers Gedichten: Ulm 1783 (Seite 439—466). Nur ganz geringfügige Veränderungen sind vorgenommen: zwei kleine Zusätze über die Vollendung der Shaftesbury-Übersetzung durch Voß und über die Vernichtung eines Bruchstückes eines hexametrischen Gedichtes „Der Sommer“ betitelt.

[2]) D. Chr. 7. November 1776 (90. Stück).

[3]) S. Seite 90.

[4]) D. Chr. 28. Oktober 1776 (87. Stück).

besonders sympathisch berührte, ist seine „Lebenswärme, originelle Laune und tiefe deutsche Sprachkenntnis“, wie aus der Chronik vom 23. Januar 1775 (7. Stück) hervorgeht. Hervorgehoben wird dort besonders das Gedicht „Besuch um Mitternacht“ (im Göttinger Musenalmanach auf 1775 erschienen), das Schubart für ein so herrliches Stück erklärt, daß es wohl in einem Shakespeareschen Trauerspiele stehen könnte. Und doch hat der einfache Claudius gewiß nie Shakespeare nachzuahmen sich bemüht! — Dieser Vergleich bestärkt nur die Annahme, daß der Kritiker Schubart gerne und unwillkürlich an den Größen der Literatur gemessen hat. Am 14. Sept. 1775 (74. Stück) bespricht er Claudius' eben erschienene Werke[1]): „eine Frucht wie Ananas, die man auf Königstafeln zum Nachtisch setzen könnte“, so lautet Schubarts Urteil über „dies vortreffliche Buch“. Deutschheit, Empfindungsfülle, Religions- und Wahrheitsliebe, echte deutsche Laune bezeichnet er auch hier als den Charakter des Wandsbecker Boten. „Nicht selten zuckt dem Leser Genieflamm' ins Gesicht, und dieß vorzüglich in den poetischen Stücken.“ Zum Schlusse fordert er Claudius dringend auf, noch mehr zu schreiben und seinen unversiegenden Erfindungsquell, seine Laune, seine Phantasie nicht zu vergraben. Von Claudius finden sich auch einige Gedichte in der Deutschen Chronik abgedruckt, ein Beweis, daß er ein besonderer Liebling des Chronikschreibers war[2]). Sauer vergleicht

[1]) Asmus omnia secum portans, oder Sämtliche Werke des Wandsbecker Bothen, I. und II. Theil, Hamburg gedruckt bey Bode 1775.

[2]) So D. Chr. 12. Juni 1775 (47. Stück); D. Chr. 14. Oktober 1776 (83. Stück).

in seiner Einleitung zu dem „Göttinger Dichterbund“ [1]), den „Wandsbecker Boten“ (von Bode begründet und von Claudius 1771—1775 redigiert) mit Schubarts „Deutscher Chronik“, und weist darauf hin, sie teile mit dem „Wandsbecker Boten“ die Vereinigung der politischen Nachrichten, kritischen Artikel und poetischen Beiträge. Er zählt dann eine Reihe Mitarbeiter auf: außer den Göttinger Dichtern Boie, Hoelty, Miller, den Stolbergen, Voß nahmen auch Dichter der älteren Generation wie Gleim, Ramler, Eschenburg daran teil; ja Claudius war so glücklich, Beiträge von Klopstock und Lessing zu erlangen, I. G. Jacobi und Bürger steuerten bei, Herder und Goethe hielten nicht zurück. Also eine stattliche Anzahl namhafter, zum Teil erster Mitarbeiter! Dagegen sind in der Deutschen Chronik von literargeschichtlich bedeutenden Mitarbeitern ausser Miller, dem Ulmer Freund Schubarts kaum einer nachzuweisen [2]).

Zwei Erwähnungen des Wandsbecker Boten finden sich in der Deutschen Chronik, beide merkwürdig genug. Als Schubart im ersten Stück seiner neuen Zeitschrift [3]) die verschiedenen gleichgearteten Zeitungen Revue passieren läßt, gleichsam um für

[1]) Kürschner, Deutsche Nationalliteratur, Band 50, 2 (Seite 198).

[2]) Die Frage nach den Mitarbeitern an der Deutschen Chronik erfordert eine eigene Untersuchung, hier kann sie nicht behandelt werden; auch ist es bei dem vollständigen Fehlen von Chiffern (wenigstens in den ersten Jahrgängen) ein sehr unsicheres Unterfangen. Um so mehr tritt aber der Herausgeber und Hauptverfasser in den Vordergrund: überall spürt man Schubartschen Geist, und so gewinnt die Deutsche Chronik durch die unverkennbare Eigenart Schubarts besonderen Reiz und besondere Bedeutung.

[3]) D. Chr. 31. März 1774 (1. Stück).

sich und seine Chronik Existenzberechtigung zu beweisen, kommt auch der Wandsbecker Bote an die Reihe: „Der Wandsbecker Bothe, woran Claudius, Klopstock und Bode arbeiteten, liegt in Staub getreten, und kein Mensch kennt ihn. Ich kann mich nicht enthalten, hier tief aufzuseufzen und zu schweigen.“ Diese Stelle ist im März 1774 geschrieben und am 16. November 1775 zeigt er einen eigenartigen „Todesfall“ an: „Durch Schwager Postillion erfuhr ich soeben, daß kürzlich [1]) der Wandsbecker Bothe an einer Auszehrung sanft und seelig im Herrn entschlafen sey. 'S war 'n ehrlicher Kerl, lief durch Wind und Wetter, durch Staubwolken und Schneegestöber, sang sein herziges deutsches Liedlein und gab mit dem Stiftstecken den Takt dazu. Hatt' auch wohl sein Späßlein mit 'm Narren, der ihm in Weg lief, trank sein Gläschen Lachs, rauchte sein Pfeifchen und hatte meistens gute deutsche Laune. Er starb und sank treulich seinem Freund Hain in die Arme. Gott verleih ihm sanfte Ruhe und 'ne fröhliche Urständ!“ Ein wenig Spott wird man in dieser humoristischen Leichenrede nicht leugnen können: gutmütig, harmlos, aber unbedeutend — das klingt doch aus dem ganzen Nachruf heraus.

C. Ch. Redlich hat in einem Hamburger Programm [2]) darauf hingewiesen, daß die Zeitung auch nicht nach der Umtaufung in „Deutscher Bothe“ vom Fleck gehen wollte. In die mancherlei Klagen über den schlechten Fortgang des Boten (Claudius' Briefe

[1]) Im Juni 1775 stellte das Blatt sein Erscheinen ein.

[2]) Die poetischen Beiträge zum Wandsbecker Bothen von C. Ch. Redlich. Hamburg 1871.

an Herder; Voß im Juni 1774 an Ernestine Boie) reiht Redlich mit Recht auch den Schubartschen Seufzer ein, der Bote liege in Staub getreten und kein Mensch kenne ihn. Schubarts Ausdruck ist natürlich zu stark und übertrieben, aber er veranschaulicht doch die geringe Verbreitung[1]) des Wandsbecker Boten, der sich nur auf norddeutsches Gebiet beschränkte. Übrigens scheint Schubarts Bedauern wirklich von Herzen zu kommen: er brauchte ihn ja nicht als Konkurrenten seiner Chronik anzusehen. „Die Zeitung verschlechterte sich zusehends, schreibt Redlich, der letzte Jahrgang ist so arm an guten Beiträgen, daß es uns nicht Wunder nehmen kann, wenn Bode seinen Ärger darüber, daß seine Spekulation verunglückt war, an dem nachlässigen Redakteur ausließ und ihm plötzlich den Kauf aufsagte. Es war der Todesstoß für das Blatt.“ Schubart berichtet gelegentlich der Anzeige von Claudius' Werken[2]), der jetzige Bothe sei ein Mensch von sehr gemeinem Schlage. Da jedoch Claudius oft mit seiner Zeitung selbst identifiziert wurde, ist aus dieser Stelle nicht klar zu ersehen, ob Schubart den späteren Herausgeber oder den Tiefstand des Blattes treffen wollte. Jedenfalls ist nicht anzunehmen, daß Schubart den Nachfolger Claudius' mit Namen kannte; auch Redlich weiß nur einen obskuren Schreiber, vielleicht den Gymnasiasten Bernhard Christoph d'Arien, als den „Menschen von gemeinem Schlag“ zu nennen, der dann das Blatt bis Ende Oktober fortführte; dann „entschlief es sanft und seelig im Herrn“ — denn nicht Claudius selbst

[1]) Er liegt heute nur in ganz wenigen Exemplaren vor.
[2]) D. Chr. 14. September 1775 (74. Stück).

meinte Schubart mit jenem Todesfall", sondern nur seine Zeitung. Voß fragt am 20. Dezember 1775 bei Miller in einem Brief an: „Wer hat euch Leuten in Schwaben weis gemacht, daß Asmus todt wäre? Die Zeitung hat bloß aufgehört. Darauf ist eine Stelle in der Deutschen Chronik[1]) zu beziehen, in der Schubart dem Mißverständnis entgegentritt, als habe er (am 16. November 1775) Claudius selbst tot gesagt, er habe nur den unterbrochenen Wandsbecker Bothen gemeint.

Heiße Vaterlandsliebe bricht in der Deutschen Chronik immer wieder durch; sie ist der Grundakkord aller politischen und literarischen Artikel. — Auf Schubart, den glühenden Patrioten, mußten die beiden Brüder Stolberg einen tiefen, unauslöschlichen Eindruck machen, als sie im November 1775 durch Ulm reisten und Schubart „die Ehre hatte, die zwei jungen Grafen Christian und Friedrich von Stolberg, diese edlen, herrlichen deutschen Männer zu sehen". Immer ist es bei den Grafen, besonders dem jüngeren, Fritz, dem ausgesprochenen Liebling Schubarts, die patriotische Gesinnung und ihr deutsches Herz, das Schubart als Hauptzug ihres Wesens und ihrer Poesie hervorhebt. In der Rezension des Göttinger Musenalmanachs auf 1775[2]) ruft Schubart mit ehrlicher Begeisterung aus: „Die Grafen von Stolberg freuen mich von Herzen, denn das sind wohl seit Kaiser Heinrichs Zeiten die ersten deutschen Grafen, die es wagen, vor dem Publikum deutsch zu denken. Ihr Herz klopft vor heißer Vaterlandsliebe; auch von ihrem Genie läßt

[1]) D. Chr. 11. Januar 1776 (4. Stück).
[2]) D. Chr. 23. Januar 1775 (7. Stück).

sich viel versprechen. Ebenso erwähnt eine andere Stelle in der Deutschen Chronik[1]) als einzige rühmliche Ausnahme die beiden Grafen Stolberg die ihre Muttersprache nicht wie die anderen mit Französisch vertauschen, sondern deutsch fühlen, reden und schreiben.

Von einer eigentlichen Kritik kann man bei Schubarts Besprechung der Arbeiten des Brüderpaares kaum mehr reden. Grenzenlose Begeisterung erklärt das uneingeschränkte Lob, das er besonders Fritz von Stolberg spendet, von dem er in seiner Selbstbiographie[2]) sagt: „Er trägt ein heiliges, an die Verklärung gränzendes Feuer im Angesicht". Als einziges charakteristisches Beispiel für die blinde Überschätzung der Lyrik der jungen Grafen soll eine Stelle aus der Deutschen Chronik[3]) mitgeteilt werden, wo sich Schubart über die im Wandsbecker (Lauenburger) Musenalmanach 1776 veröffentlichten Gedichte Stolbergs äußert: „. . . . Gedank' und Wort und Empfindung stürzt in dem Strom dahin. Nicht leicht hat ein Dichter ein feineres musikalisches Ohr als dieser vortreffliche Graf. Man eilt gleich zum Flügel und möchte seine Gedichte singen. Hab' ein größeres lyrisches Gedicht von ihm gelesen, mit dem an stürmendem Feuer, furchtbarer Imagination, Großheit der Gesinnungen, Gedankenfülle, Sprachstärke und Harmonie wenig oder nichts zu vergleichen ist. Auch die Zartheit der Empfindung verdient an diesem Grafen bewundert zu werden." Und ein andermal[4])

[1]) D. Chr. 12. Oktober 1775 (82. Stück).

[2]) Schubarts Leben und Gesinnungen Band II, Seite 108.

[3]) D. Chr. 27. November 1775 (95. Stück).

[4]) D. Chr. 11. November 1776 (91. Stück).

stellt Schubart Stolberg neben oder doch gleich hinter Klopstock: „Die Begeisterung hat gewiß außer Klopstock noch nie ein Dichter so tief gefühlt wie dieser".

In einem Brief an seinen Bruder[1]) erzählt Schubart diesem von dem Besuch der Brüder Stolberg: „— war immer bei ihnen. Das sind dir Leute! Narr, greinen möcht' ich, wenn ich nur an sie denk'." So ist es wohl nicht zu gewagt, die Grafen Stolberg oder vielmehr den jüngeren Fritz als den Göttinger Dichter zu bezeichnen, der auf Schubart den größten Eindruck gemacht hat; besonders sein glühender Patriotismus mußte ihm von vornherein Schubarts ganze Liebe sichern. Die Einseitigkeit von Schubarts Kritik ist nur zu erklären durch seine Voreingenommenheit und Vorliebe für patriotisch-deutsche Dichter: seine ganze Chronik, möchte man sagen, war ein Ausfluß dieses in jener Zeit selten ausgeprägten Patriotismus.

Auf einem Weg begegneten sich Friedrich Leopold von Stolberg und Gottfried August Bürger: bei der Übersetzung oder vielmehr Verdeutschung des Homer — und doch standen sie sich gegenüber. Während Bürger das jambische Versmaß für geeignet hielt, benutzte Stolberg den Hexameter für seine Iliasübertragung. Auch Schubart interessiert sich für diesen Wettstreit der beiden Dichter und läßt die Leser seiner Chronik daran teilnehmen. Das Deutsche Museum[2]) wurde 1776 mit einem Fragment „5. Rhapsodie von Homers Iliade, verdeutscht von G. A. Bürger" eröffnet und schon 1771 hatte Bürger in Klotzens Bibliothek der schönen Wissen-

[1]) Strauß a. a. O. Bd. I, S. 223 (17. November 1775).

[2]) Deutsches Museum 1776, Band I, Seite 4ff.

schaften[1]) „Gedanken über die Beschaffenheit einer deutschen Übersetzung des Homer nebst einigen Probefragmenten“ erscheinen lassen. In der Deutschen Chronik[2]) geht Schubart auf die im Teutschen Merkur erschienene Erklärung Bürgers über seine deutsche Ilias ein. Schubart schreibt: „Bürger verteidigt seine Übersetzung der Ilias in Jamben und pritscht den teutschen Hexameter. Sind denn Klopstocks Hexameter auch so abscheuliche, zermarternde Hexameter? Bürger ist ein vortrefflicher Mann, versteht Teutschheit, gedrungene, markichte, nervenstraffe Teutschheit; aber daß er über Klopstock nur so überzwerg hinschielt, ist meiner Seel auch nicht recht. Nur Geduld, bald wird's ihm einer weisen, daß man den Homer in teutsche Hexameter übersetzen könne.“ Bürger hatte in jenem Artikel im Teutschen Merkur es als „seine ewig unüberwindliche Meinung“ hingestellt, „daß eine deutsche Ilias in Hexametern das fatalste Geschlepppe, die unangenehmste Ohrenfolter sein würde. Teutschheit wird sich nicht hineinbringen lassen und Griechheit, daß ich so sage, noch weniger. Eins von beyden aber müßte doch wohl drin sein. Ich strecke meine Hand nach jener aus,

[1]) „Gedanken über die Beschaffenheit einer deutschen Übersetzung des Homer nebst einigen Probefragmenten“ (Ilias 1—304 und VI, 1—65 in fünf-füßigen Jamben) erschienen in Klotz, Deutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften VI. Band 1771, Seite 1—41. — Schon 1769 legte Bürger seinem Gesuch um Aufnahme in die deutsche Gesellschaft zu Göttingen eine Probeschrift „Etwas über eine deutsche Übersetzung des Homer“ bei.

[2]) D. Chr. 14. November 1776 (92. Stück).

[3]) Teutscher Merkur, Oktober 1776 (4. Vierteljahr Seite 46). Der Titel lautete: „Bürger an einen Freund über seine teutsche Ilias“.

weil diese mir unerreichbar ist. Teutschheit, gedrungene markichte nervenstraffe Teutschheit (vergl. Schubart oben!) finde ich auf dem Wege, den ich wandle, und sonst auf keinem anderen; sie allein vermag den Geist Homers mächtig zu packen, und ihn wie Sturmwind aus Jonien nach Teutschland zu reißen. Komme mir doch nur mal Einer und versuch' es an einer homerischen Heldenrede mit Hexametern". Als Bürger diese trotzigen Worte schrieb, war der Eine schon gekommen: im Novemberblatt des deutschen Museums[1]) veröffentlichte Stolberg den 20. Gesang der Ilias in deutschen Hexametern mit einem kurzen, warmen Vorwort, das dem Meister Klopstock und seiner Anregung gewidmet ist. Und schon im Dezemberheft des Deutschen Museum richtet Bürger an seinen Rivalen ein scharfes Kampfgedicht, das mit den Versen endigt:

„. . . Und gäbe mich der Rath
Der Himmelsherrscher dir auch unterthan,
So könnt' ich doch von keiner edlern Hand
Als deiner sterben, edler, starker Fritz!
Auf, rüste dich! Sieg gilt es oder Tod!"

Schubart geht am 9. Dezember 1776 (99. Stück) auf diese Stolbergsche Übersetzung ein: trotz Bürgers Anathema habe Stolberg eine Iliasübersetzung in teutschen Hexametern angezeigt und der ganze 20. Gesang sei als Probe abgedruckt. Der Versuch sei ihm unstreitig vortrefflich gelungen. Schubart freut sich, daß zwei so vortreffliche Köpfe wie Bürger und Graf Stolberg gleichzeitig darauf verfallen sind, den Patriarchen der Dichtkunst in teutscher Sprache uns zu liefern. An Bürgers Jamben lobt er, daß sie

[1]) Deutsches Museum, November 1776 (11. Stück), Seite 957—582.

den Takt vortrefflich halten, aber Stolbergs Hexameter haben mehr Taktveränderung, also auch mehr Abwechslung fürs Ohr: „Eine ganze Oper oder auch ein Oratorium im $^3/_4$ Takt oder in gleicher Mensur würde fürs Ohr nicht viel Anziehendes haben. Daher kommen die häufigen Taktveränderungen in den Meisterstücken der Jomelli und Glucke. So der teutsche Hexameter: welche Veränderungen, welche Beugungen, welche Abwechslungen, Ruhepunkte hat nicht Klopstocks Hexameter?“ Er lobt Stolberg, der seinem großen Meister gut nacheifere und die wohlklingendsten Hexameter bilde, die unterm Lesen von selbst in Musik zerfließen. Auch einer kurzen Probe kann er sich nicht enthalten.

Schubart ist hier vorsichtig: wenn ihm auch, wie aus dem Zitierten hervorgeht, das Stolbergsche Versmaß durchaus sympathischer ist, und wenn er sich auch von ihm mehr verspricht als von dem jambischen, so möchte er doch nicht Bürger vor den Kopf stoßen, er will ruhig abwarten, wie sich die Jamben Bürgers in der Übersetzung des ganzen Epos machen. Es wäre interessant zu erfahren, ob und wie Schubart, der damals auf dem Asperg saß, urteilte, als 1784 Bürger sich zum Hexameter bekehrte und Fragmente der Ilias in diesem Versmaß erscheinen ließ.

Über Bürger als Dichter sich zu äußern, nimmt Schubart gerne und oft Gelegenheit. Bald[1]) berichtet er, „der Sänger der Leonore“ habe im Wandsbecker Musenalmanach auf 1776 Gedichte erscheinen lassen, die dieses originellen Dichters vollkommen würdig seien; bald[2]) erzählt er von Bürgerschen Gedichten,

[1]) D. Chr. 27. November 1775 (95. Stück).
[2]) D. Chr. 11. Dezember 1775 (99. Stück).

die „den ganz eigenen, deutschlaunischen, herzerhebenden Ton treffen wie seine meisten Stücke“. Besonders als „der ungemein verständliche Volksdichter“ erscheint er ihm erwähnenswert[1]) und für seine Leonore findet er die wärmsten Worte[2]): „Die Leonore ist ein so vortreffliches Stück der Dichtkunst, so tonvoll und musikalisch, daß mich's Wunder nahm, warum sie noch kein geschickter Meister in Musik brachte“. Es folgt dann eine sehr eingehende, verständnisvolle Würdigung der Andréschen Vertonung, die auch interessante Aufschlüsse gibt über Schubarts Verhältnis zur Musik überhaupt.

---

[1]) D. Chr. 11. November 1776 (91. Stück).

[2]) D. Chr. 7. August 1775 (63. Stück).

IX. Sturm und Drang.

„Sturm und Drang“ hatte Schubart auf seine Fahne als Losungswort geschrieben. In der Geschichte der Literatur wird er daher in diese Periode eingereiht, und wenn er sich im Drama nicht versucht hat, so sind doch Gedichte wie die „Fürstengruft“ und sein bestes literarisches Produkt, die Deutsche Chronik, genügend Beweis dafür, daß er von dieser Bewegung am meisten und intensivsten erfaßt wurde. Dabei darf aber der gewaltige Einfluß eines Klopstock und Wieland und der ausländischen Literatur nicht unterschätzt werden.

Als Mensch ist Schubart einer der charakteristischsten Vertreter des Sturms und Drangs. Dieses unsichere, unbestimmte Hin- und Herschwanken, dieses Wanderleben, das nur allzu unfreiwillig so unstet und flüchtig war, insbesondere sein hart an Charakterlosigkeit streifendes Wesen sind Züge, die den Stürmer und Dränger auf den ersten Blick verraten. Schubart ist auch einer, der nicht die Kraft in sich und die Gewalt über sich besaß, mit seiner nicht zu leugnenden genialen Veranlagung durch Läuterung und Gärung in ein Stadium der Vollendung und Ruhe vorzudringen. Allerdings hat hier der Herzog Karl Eugen mit seinem gewaltsamen Eingreifen in die Lebensschicksale des Ulmer Poeten und Chronikschreibers mehr gesündigt als

man gewöhnlich annehmen möchte, und die Frage drängt sich unwillkürlich auf, was aus Schubart ohne die 10 Jahre Asperg geworden wäre.

Kein stilles ruhiges Leuchten war sein Genie, ein unsicheres flackerndes Fackellicht, das für einen kurzen Augenblick hell aufflammte, dann aber schnell prasselnd in sich selbst zusammensank. Schubarts literarische Tätigkeit soll nicht überschätzt werden! Aber neben seine Gedichte ist seine eigentliche Lebensarbeit, seine Zeitschrift, mit der er für jene Zeit ungemein viel Gutes gestiftet hat, vollständig gleichwertig zu setzen, und Schubart gebührt ein großes Verdienst für diese von echter Begeisterung für Vaterland und fortschrittliche Literatur getragene Arbeit.

So ist es begreiflich, ja natürlich, daß die Kritik der gesamten Sturm- und Drangliteratur in seiner Chronik den breitesten Platz einnimmt. Der Sturm und Drang wurde eingeleitet und begründet von Hamann, Herder, Lavater und Gerstenberg. Wenn sich auch Schubart mehr zu den jüngeren Stürmern, zu Goethe, Klinger, Lenz, Leisewitz und Wagner hingezogen fühlt und diese in seiner Chronik rein numerisch bevorzugt, so weiß er doch die Verdienste, die sich die erste Gruppe durch die wissenschaftlich-kritische Begründung der ganzen Bewegung erworben hat, zu würdigen.

Wes Geistes Kind Schubart selbst ist, das wird besonders aus den Kritiken oder vielmehr den oft ins Maßlose steigenden Lobsprüchen klar, die er dem eigentlichen Sturm und Drang widmet. Hier nimmt der junge Goethe den ersten und größten Platz ein, aber auf ganz dieselbe Stufe — und da zeigt sich wieder Schubarts Unfähigkeit, Gold von Schlacken zu

trennen — stellt er Klinger, „unsern Shakespeare“, stellt er Lenz, Wagner und noch manche viel unbedeutendere „Genies“, deren Namen heute vergessen sind.

Schubart schreibt einmal an seinen Bruder[1]), wie er ihm die Besuche der Brüder Stolberg, Goethes, Klingers in Ulm berichtet: „Die Kerls haben mich alle lieb gewonnen.“ Man kann aus diesem in ehrlichem Stolz geschriebenen Wort entnehmen, daß es ein unbestimmtes Etwas war, das Schubart unwillkürlich zu diesen Dichtern hinzog: hier fühlte er Fleisch von seinem Fleisch, Blut von seinem Blut; im Götz sah er sein literarisches Ideal in einer Gestalt zur Wirklichkeit geworden wie nie bisher. Und ganz bezeichnend ist es, wie er bei der ersten Anzeige der „Leiden des jungen Werther“ sich außerstande erklärt zu kritisieren: da hört die Kritik für ihn auf, wo das Kunstwerk selbst in vollkommenster Form vor ihn tritt und wo kalte herzlose Kritik ein Verbrechen wäre.

Hier bei den Vertretern des künstlerischen Sturms und Drangs ist wohl auch am wenigsten irgendeine Anlehnung an eine fremde Kritik zu suchen; da empfand Schubart so stark beim ersten Lesen (daß er hier aus erster Quelle schöpfte, dürfen wir wohl immer als selbstverständlich annehmen), daß er sich gar nicht darum zu bekümmern brauchte, wie wohl andere Kritiker empfanden und sich äußerten. Allerdings sind eben diese Kritiken am wenigsten sine ira et studio geschrieben und das beeinträchtigt ihre litererische Bedeutung und ihren künstlerischen Wert.

[1]) Strauß a. a. o. Band I, Seite 223 (17. Nov. 1775).

Als Schubart Ende März 1774 seine Deutsche Chronik herauszugeben begann, war Goethes „Götz von Berlichingen“ beinahe seit einem Jahr im Druck erschienen (Juni 1773). Die Wirkung des Schauspiels war in diesem Zeitraum nur gewachsen, die Begeisterung war immer größer geworden und es zog seine Kreise immer weiter. Bei einem Schubart war es ja nicht anders möglich, als daß auch er mächtig vom Götz ergriffen wurde, und die Deutsche Chronik gibt davon ein beredtes Zeugnis. „Götz von Berlichingen, (heißt es am 2. Mai 1774 (10. Stück) wiegt, hundert französische und die meisten deutschen Schauspiele auf“, und „mit patriotisch klopfendem Herzen“ berichtet Schubart von einer wiederholten Aufführung in Berlin, dem Tempel des guten Geschmacks. „Gebrechliche Seelen“ nennt er alle die, die am Götz keinen Geschmack finden können: das gewaltige, wuchtige, wilde Produkt des jungen Feuerkopfs fand in der gleichempfindenden Seele des Ulmer Stürmers mächtigen Wiederhall. Am 30. Juni 1774 (27. Stück) bringt er die Fortsetzung einer schon im vorhergehenden Stück begonnenen Anzeige und Inhaltsangabe der „Bibliothek der Philosophie und Literatur“, die in Frankfurt a. O. 1774 erstmals erschien. Hierbei kommt er auch auf den Götz zu sprechen und im echten Stürmer- und Drängerton ruft er aus: „Die Hand auf die Brust, mein Leser! gen Himmel geschauet und dem Genius der Deutschen gedankt, der uns in diesen letzten betrübten Zeiten noch einen Shakespeare geschenkt!“ Offenbar ist Schubart sich selbst nicht darüber klar, wem er nun den ehrenden Beinamen eines deutschen Shakespeare geben soll, ob Goethe, ob Klinger, dem er in jenem oben er-

wähnten Brief an seinen Bruder „unsern Shakespeare“ nennt — oder er ist mit diesem Ehrentitel sehr freigebig, was bei der Schubartschen Art des Kritisierens, zumal wenn er lobt, nicht zu verwundern wäre. Wie stolz er war, dem britischen Shakespeare einen deutschen gegenüber zu setzen, zeigt eine Nachricht[1]) von einer englischen Übersetzung des Götz von Berlichingen und einer geplanten Aufführung in London: „ein deutsches Schauspiel in London, wo Shakespeare seine Riesenstücke zuerst vorstellte! Was muß man nicht erleben! Bin doch sehr begierig auf die Wirkung, die dies herrliche Stück in London hervorbringen wird“. Mit der gleichen inneren Freude berichtet er[2]) von einer Hamburger Aufführung des Götz durch die Ackermannsche Truppe. Der Bericht schließt mit den Worten: „Wohl dem Publikum, das solche Stücke sehen kann!“ — ein Ausruf, der Schubarts ganze Stellung zum Götz ausdrückt.

Und war Goethes Götz von Berlichingen Schubarts erfülltes Ideal vom Drama des Sturms und Drangs, so bedeuteten „Werthers Leiden“ den Höhepunkt des ganzen Gefühlsüberschwangs im Roman jener Zeit. Wie schon erwähnt, verzichtet Schubart bei der ersten Anzeige „dieses goldnen, geistvollen Büchleins“ auf irgendwelche kritische Besprechung. Kritik bei einem solchen Werk schiene ihm Verbrechen. In der Chronik vom 5. Dezember 1774 (72. Stück) findet sich die folgende wichtige und bezeichnende Stelle: „Da sitz' ich mit zerflossenem Herzen, mit klopfender Brust und mit Augen, aus welchen wollüstiger Schmerz

[1]) D. Chr. 2 Januar 1775 (1. Stück).
[2]) D. Chr. 3 November 1774 (63. Stück)

tröpfelt, und sag' dir, Leser, daß ich eben die Leiden des jungen Werthers von meinem lieben Goethe — gelesen? — nein verschlungen habe. Kritisieren soll ich? Könnt' ich's, so hätt' ich kein Herz. Göttin Kritika steht ja selbst vor diesem Meisterstück allerfeinsten Menschengefühls aufgetaut dar. Mir war's, als ich Werthers Geschichte las, wie der Rahel im zweiten Gesang des Messias, wie sie im himmlischen Gefühl zerran und unter dem Gelispel des wehenden Baches erwachte." In der nun folgenden großzügigen Inhaltsangabe wird Werther „ein Jüngling, voll Lebenskraft, Empfindung, Sympathie, Genie, so wie ungefähr Goethe" genannt. Es wäre aber zu weit gegangen, wollte man aus dieser Bemerkung schließen, daß Schubart geahnt und gefühlt hat, wie sehr Goethe im ganzen Roman sich und seine eigenen Erlebnisse gezeichnet hat. Dazu waren dem Ulmer Chronisten die näheren Verhältnisse zu unbekannt; aber jedenfalls fühlte Schubart instinktiv, daß die Figur des Werther stark Goethesches Gepräge trage.

Das Aufsehen und die Erregung, die dieses wundersame Buch verursachte, spiegelt sich auch in Schubarts ferneren Erwähnungen wieder. So berichtet er[1]) mit lakonischer Kürze, daß die hochwürdige theologische Fakultät zu Leipzig kürzlich die Leiden des jungen Werthers konfisziert habe. Es wirkt überraschend, daß Schubart dies mitteilt, ohne eine Bemerkung daran zu knüpfen und ohne seiner Wut Ausdruck zu geben, die er sicherlich bekommen hat, als er diese Nachricht hörte.

Vermutlich auf eben diesen Vorfall kommt er

[1]) D. Chr. 27. Februar 1775 (17. Stück).

zurück, wenn er im September 1775 [1]) mit höhnischem Lächeln erzählt, die theologische Fakultät in . . . . habe Werthers Leiden verdammt, als sie schon die Studenten, Kellnerinnen und Nähmädchen auswendig wußten. Und einen ähnlichen Fall erzählt er vier Wochen später, als vor einiger Zeit Werthers Leiden von den Professoren des Klosters B . . . (vielleicht Blaubeuren) den Studenten verboten wurde, habe ein feuriger Jüngling gesagt: „Hier ist mein Exemplar, kann's auswendig!" Mit inniger Freude weiß Schubart von solchen Fällen zu erzählen, und sein aufrichtiger Wunsch geht dahin, daß dieser Roman möglichst große Verbreitung finden möchte. „Wäre der gute Geschmack unter uns allgemein, so müßten Werthers Leiden zu hunderttausenden aufgekauft werden" sagt Schubart einmal [2]) und gerne ergreift er immer die Gelegenheit, von Übersetzungen und Bearbeitungen eingehend zu berichten. Insbesondere greift er aus der Flut der Werthernachahmungen und Dramatisierungen einige heraus. So gibt er am 3. Juli 1775 (53. Stück) eine ganze Zusammenstellung von solchen Dichtungen und Schriften über Werther. „Ich weiß kein Buch, das so viel Geschreibs und Gereds verursacht hat, als Werthers Leiden" beginnt dieser „Wertherkatalog". Obenan steht Nicolai, dessen Parodie bei Schubart eben nicht die freundlichste Aufnahme fand [3]). Hier finden die „Freuden des jungen Werthers" die immerhin neutrale Beurteilung: „ein Spiel des Witzes, das zeigen soll, daß man den Dingen eine freudige Katastrophe geben könne". Neben den „Briefen an eine

[1]) D. Chr. 7. September 1775 (72. Stück).
[2]) D. Chr. 26. Januar 1775 (8. Stück).
[3]) Vergl. Seite 43 ff.

Freundin über die Leiden des jungen Werthers“ (der Verfasser ist I. A. Schlettwein) und den aus dem Englischen übersetzten „Leiden des Karl Villers und seiner Fanny“, die beide sehr mäßiges Lob von Schubarts Seite finden, geht er an anderer Stelle[1]) auf eine dramatische Bearbeitung ein, die als „die Leiden des jungen Werthers, ein Trauerspiel in drey Aufzügen, fürs deutsche Theater, ganz aus dem Original gezogen“ zu Frankfurt a. M. 1776 erschien. Schubart lobt, daß der Verfasser sich ganz an Goethes eigene Worte gehalten habe; wo er Goethes Gängelband fahren gelassen habe, da sehe man wie er wanke. Er freut sich aber besonders darüber, daß diese rührende Geschichte aufs Theater gebracht werde und verspricht sich große Wirkung davon. Er erinnert sich und seine Leser an eine vorhergehende Dramatisierung des Werther: „Masuren oder der junge Werther. Ein Trauerspiel aus dem Illyrischen. Frankfurt und Leipzig 1775“, als dessen Verfasser sich dann August Friedrich von Goué herausstellte, der in Wetzlar zu Goethes Freundeskreis gehörte. Dieses Schauspiel, das weniger ein Pendant zum Werther als vielmehr eine Parodie auf ihn ist, ist nach Schubart „mit weit größerem Genieaufwand geschrieben als diese spätere dramatische Bearbeitung“ die Leiden des jungen Werthers, die anonym erschien. Goué aber ist abhängig von einem französischen Drama von Sinner „les Malheurs de l'Amour. Berne 1775“, und Schubart bemerkt hierzu, der Deutsche habe es mit weit besserem Glück aufs Theater gebracht als der Franzos. Welche Höhe dies Trauerspiel wirklich ein-

[1]) D. Chr. 9. Mai 1776 (38. Stück).

nimmt, wird daraus klar, daß Schubart Goués Masuren, ein an sich schon schlechtes Schauspiel, auf Kosten dieser späteren dreiaktigen Theaterbearbeitung noch lobt.

Wie Schubart im ganzen über den Werther dachte, geht aus zwei Stellen der Deutschen Chronik hervor. Einmal weist er in jener Kritik [1]) von Nicolais „Freuden des jungen Werther“ nachdrücklich darauf hin, man solle nicht immer Moral in Werthers Leiden suchen, wer Moral suche, der könne Mosheims und Millers Quartanten lesen. „So hat 'n mal ein Mensch gehandelt, aber so sollst du nicht handeln. Es ist Schuldigkeit des Genies, manchmal einen Menschen aus Millionen herauszuheben und ihn zum Anschauen darzustellen.“ Diesem sehr feinen Gedanken stellt er die Mahnung zur Seite [2]): „Merk's lieber Leser, sei klug und erschieß dich nicht gleich, wenn dich eine Narrheit anwandelt. Findest traun nicht allemal einen, der aus Blei — Ochsenblut macht. Haben's nicht alle gleich bei der Hand.“ Es ist derselbe mahnende und warnende Gedanke, den Goethe in die Verse faßte, die auf dem Titelblatt der „zweyten ächten Auflage, Leipzig 1775“ stehen:

Jeder Jüngling sehnt sich so zu lieben,
Jedes Mädchen so geliebt zu sein,
Ach, der heiligste von unsern Trieben
Warum quillt aus ihm die grimme Pein?
Du beweinst, du liebst ihn, liebe Seele,
Rettest sein Gedächtnis von der Sprach;
Sieh, dir winkt sein Geist aus seiner Höhle;
Sei ein Mann und folge mir nicht nach.

Als Gesamturteil Schubarts über den Werther sei eine Stelle aus der Deutschen Chronik [3]) angeführt,

[1]) D. Chr. 16. März 1775 (22. Stück).
[2]) D. Chr. 5. Juni 1775 (45. Stück).
[3]) D. Chr. 3. Juli 1775 (47. Stück).

in der sich Schubart so ausspricht: „Wir andre phantasierende oder rasende Kerls lesen den Werther immer noch mit Entzücken und sehen den Helden und seinen Schöpfer als einen herrlichen Beitrag zur Geschichte des Genies an".

Aber Schubart war doch nicht so von Goethe gefangen, daß er nicht auch von ihm ein Werk zu verurteilen gewagt hätte. So spricht er sich über „Götter, Helden und Wieland" sehr offen und rückhaltslos aus[1]). Er ärgert sich fast zu Tod über diese Farce und zwar, nicht etwa als ob sie schlecht wäre, im Gegenteil, ein Meisterstück sei sie und niemand könne so dialogisieren wie der Verfasser des Götz von Berlichingen. Aber dem alten Freund und Verehrer Wielands mißfällt der Angriff auf diesen, und mit tiefer Beschämung stellt er die Vorliebe der deutschen Gelehrten und Dichter fest, sich gegenseitig zu beschimpfen und zu schmähen. „Gefahr ist's für unsere Literatur, ruft er warnend seinen Landsleuten zu, wenn sich die besten Köpfe entzweien, und ihr Feuer, das sie an unsterbliche Werke verschwenden sollten, in Zank- und Schmähschriften weglodern lassen". Sicherlich ist diese Kritik, die ganz ausgezeichnet geschrieben ist, und der Zorn, der darin zum Ausdruck kommt, bis zu einem gewißen Grad berechtigt. Schubart war aber eben bei dieser Satire zu wenig unparteiisch, als daß er ihr hätte gerecht werden können: ein Angriff auf Wieland mußte bei Schubart von vornherein Unmut und Protest hervorrufen und zu einer Ablehnung führen.

Nicht besser verfuhr Schubart mit dem moralisch-politischen Puppenspiel", das in der dritten

[1]) D. Chr. 2. Juni 1774 (19. Stück).

Beilage zum ersten Jahrgang der Deutschen Chronik (Oktober 1774) seine Besprechung findet. Auch hier muß er Züge entdecken, die einen trefflichen Kopf verraten, er muß einzelne geniale Striche besonders lobend hervorheben, aber das ganze Stück ärgert ihn doch sehr und er bedauert hier wie bei der obigen Kritik, daß ein Genie wie Goethe seine Kraft nicht an bessere würdigere Stoffe verwende, sondern „so triviales, elendes, eckelhaftes Zeug" zusammenschreibe. Besonders will ihm die Einkleidung und der Knittelvers mißfallen: dazu sei Hans Sachs und Sprengs Homer da — „wenn aber ein Genie wie Goethe in Mantel und Kragen auftritt, ein schiefes Maul macht und Meistersang anhebt — da lauf' ich davon". Wenn man dazu bedenkt, daß diese Rezension im gleichen Stück wie die vollständige Verurteilung von Lenzens Menoza[1]) steht, so kann man sich denken, daß der Kritiker nicht in der besten Laune war, und nur so erklärt sich die sehr schroffe Ablehnung des Puppenspiels.

Schubart gibt selbst noch einen Grund an, weshalb er dieser Goetheschen Dichtung so unfreundlich und so ungnädig gegenüberstand: „Vielleicht kommt mein Widerwille gegen das Puppenspiel auch daher, daß ich's heiß vom Werther las." Diesen Vergleich konnte und sollte es aber auch nicht aushalten, und der Fehler liegt hier beim Kritiker und nicht beim Verfasser.

Dieser Gedanke leitet zum Clavigo und seiner kritischen Beurteilung über. Als ein Jahr nach dem Götz der Clavigo erschien, waren insbesondere die Stürmer über dieses Stück überrascht und enttäuscht.

---

[1]) Vergl. Seite 77.

Der Dichter des Götz war in andere Bahnen eingebogen, die die Verehrer des stürmischen Ritterdramas nicht ahnten und nicht teilten. Auch Schubart hielt den Clavigo für eine Entgleisung Goethes. „Sein Genie ist dabei nicht auf Rosenbetten, sondern auf Brennnesseln entschlummert“ schreibt er in der ersten Beilage im August 1774. Dort wird Goethe als angeblicher Verfasser des „Hofmeister“ genannt, aber diesem trefflichen Schauspiel und dem von Schubart über alles geschätzten Götz als betrübendes Seitenstück das neue Trauerspiel Clavigo entgegengesetzt. Den größten und wichtigsten Teil dieser Kritik bildet ein „Auszug aus einem Brief eines Freundes“, den er hier wiedergibt, ohne sein eigenes Urteil darüber auszusprechen. Man wird nicht fehl gehen, wenn man daraus schließt, daß er mit der Ansicht dieses Freundes sich stillschweigend einverstanden erklärt; andernfalls hätte er es sicher seiner sonstigen Gepflogenheit nach nicht unterlassen, eine Glosse über dies Urteil hinzuzufügen. Leider ist nicht der geringste Anhaltspunkt vorhanden, diesen „Freund“ näher zu bestimmen, wenn man sich nicht dazu verstehen will, den Brief eines Freundes nur für fingiert zu erklären, wozu man aus stilistischen Gründen geneigt sein könnte. Es geht aber auch aus den ganzen literarischen Anschauungen Schubarts hervor, daß er sich damit einverstanden erklärt, wenn es dort über den Clavigo heißt: „Himmel! wie unendlich weit unter dem Götz. Wenn er doch seinen Namen nicht darauf gesetzt hätte! Aber es scheint, daß er durch das erste Lob zu stolz geworden ist. Mir ist es unbegreiflich, wie der Verfasser des Götz den Clavigo gemacht haben kann“. — Besonders dieser letzte Satz mußte Schubart

aus der Seele gesprochen sein: er konnte dem Clavigo nie gerecht werden, weil er ihn am Götz maß und nicht den neuen Kurs berücksichtigte, den Goethe damit eingeschlagen hatte. — In einer Anzeige[1]) der „wahren Geschichte des Clavigo", die in Hamburg aus dem Französischen übersetzt erschien, meint Schubart hämisch: „die deutsche Muse rächet sich an dem Verfasser des Götz, und Clavigo wurde nur ein ganz mittelmäßiges Stück." Doch ernsthaft wollte wohl Schubart das Mißlingen des Clavigo — als solches sah er es an — nicht aus dem Umstand erklären, daß Goethe hier aus französischer Quelle schöpfte.

Über Goethes Faust-Plan spricht Schubart kurz an zwei Stellen. Im März 1776 berichtet er[2]): „Wir Teutsche haben nun nächstens drei Doktor Faust zu erwarten, von Goethe, Lessing und Mahler Müller. Wollen sehen, wen Gott annimmt und welchen der Teufel holt!" Und am 15. Mai 1775[3]) schreibt er bei der Erwähnung des Lessingschen Faust, aus dem Gothaischen Theatralalmanach entnehme er, Goethe arbeite auch an einem Doktor Faust.

Als im September 1775 Johann André sein Singspiel „Erwin und Elmire" ankündigt und Subskribenten dafür sucht, bemerkt Schubart über den Goetheschen Text[4]): „Erwin und Elmire ist nach dem Gefühl aller guten Leser das beste deutsche Singspiel". An anderer Stelle[5]) bezeichnet er das Singspiel als „gute Arbeit, beinahe Meisterwerk" —

[1]) D. Chr. 14. November 1774 (66. Stück).
[2]) D. Chr. 14. März 1776 (22. Stück).
[3]) D. Chr. 15. Mai 1775 (39. Stück).
[4]) D. Chr. 25. September 1775 (77. Stück).
[5]) D. Chr. 19. September 1776 (76. Stück).

ein Lob, das aber auch auf die Andrésche Vertonung gehen könnte.

Von allen Stürmern war Goethe der lebenskräftigste; er ist nicht stehen geblieben bei dem unvergorenen, halben Wesen des Sturms und Drangs. Er wußte sich zu zügeln und seine literarischen Kräfte zu einer wunderbaren Größe und Einheit heranzubilden. In jener Zeit, in der Schubart in seiner Chronik Goethesche Werke kritisierte, stand der Verfasser des Götz und Werther noch auf dem Boden des Sturms und Drangs. Schubart konnte hier mitfühlen und leben; er konnte diese Dichtungen, vielleicht etwas zu überschwänglich, aber im ganzen doch gerecht beurteilen. Wo Goethe über den Sturm und Drang hinausging, da stand ihm auch Schubart verständnislos gegenüber: den Clavigo hielt er für eine Entgleisung.

Doch viele hatten begonnen wie Goethe, sie fühlten die gleiche geniale Kraft in sich, aber sie fanden nicht die sittliche Macht, ihre Gaben auszubilden und weise zu verwenden. — In die Reihe der Dichter vom Schlage eines Klinger, Lenz, Leisewitz und Wagner wäre auch Schubart zu stellen. Nur besaß er nicht einmal die Kraft, sich so weit zu beherrschen, um ein Drama oder eine größere Dichtung überhaupt zu einer Vollendung zu bringen. Jedesmal brach er nach kurzen Ansätzen wieder ab, und seine ganze literarische Bedeutung ruht im Grunde, abgesehen von seiner Lyrik, doch nur im feuilletonistischen Kunstwerk, wie es seine Chronik aufweist. Schubart soll damit nicht im Range unter Klinger, Lenz, Leisewitz und die anderen gestellt werden, aber es darf nicht verhehlt werden, daß Schubart selbst in

erster Linie zu den Stürmern und Drängern zu rechnen ist, die sich nicht zu zähmen wußten, und infolgedessen literarisch nicht die Bedeutung erlangten, die sie hätten erlangen können.

Von den Dichtungen des Livländers Lenz finden beide Hauptwerke aus jener Zeit, der „Hofmeister" und „der neue Menoza", eine eingehendere Besprechung. — Den „Hofmeister" hat Schubart, wie schon einmal erwähnt[1]), lange Zeit Goethe zugesprochen; es ist kein schlechtes Zeichen für diese Komödie, daß Schubart „unsern Shakespeare, den unsterblichen Dr. Goethe" für ihren Verfasser hält. Schon am 11. Juli 1774 (30. Stück) nennt er den Götz und den Hofmeister so eng zusammen, glaubt auch, daß der letztere würdig dem Götz zur Seite treten könne, daß Schubart wahrscheinlich hier schon an Goethe als den Verfasser des Hofmeister gedacht hat. In der ersten Beilage der Deutschen Chronik (August 1774) bringt er eine eingehende Rezension, die besonders die deutsche Kraft und Natur, die das ganze Werk durchzieht, rühmend hervorhebt. Es scheint, daß Schubart nach der Art der Dialogisierung und Charakterisierung der Personen auf Goethe geraten hat, und diese ganze Kritik ist voll Lobes über „den Zauber des Genies, den vollen Strom der Leidenschaft und der altdeutschen Kraft und Macht". Bald darauf[2]) widerruft er „mit inniger Freude und patriotischem Vergnügen" (wie einstens bei Wieland-Wezel), daß Goethe der Verfasser des Hofmeisters sei. „Er ist's nicht. Lenz ist's, ein junges aufkeimendes Genie aus Kurland, der schon in seinen „Lustspielen nach

[1]) S. Seite 27.

[2]) D. Chr. 8. September 1774 (47. Stück).

Plautus“ gezeigt hat, welcher Geist ihn beseele. — Wer sollte sich nicht freuen, daß wir nun einen Mann mehr haben, den wir den Griechen und dem ganzen stolzen Ausland entgegensetzen können.“

Und diese ehrliche Freude an dem ersten größeren Werk des jungen Genies wird auch nicht geringer, als er die im selben Jahr erschienene Komödie „der Neue Menoza oder Geschichte des cumbanischen Prinzen Tandi“ so vollständig ablehnend rezensieren muß[1]). Wie ein Geier auf seinen Raub niederstürze, so habe er sich auf diese Komödie von Lenz, einem seiner Lieblinge, geworfen; aber diesmal habe es ihm übel behagt: „Gott! wie gehen die Leute mit ihrem Genie um. Um Originale zu werden, werden sie albern. Nichts kann einfältiger, nichts kindischer sein als die ganze Erfindung dieser Komödie“. — Niemals wird Schubart unwilliger, als wenn ihn ein Mann enttäuscht, von dem er Großes erwartet hatte, und wenn Lavater von Lenz gesagt hatte, er verspritze vor Genie, so fügt Schubart hinzu: allerdings, daß man sich ihm nicht nähern könne, ohne die Kleider zu verderben.

Daß Schubart trotz dieser harten Kritik Lenz und seine literarische Tätigkeit nicht ganz verwarf, zeigt, daß er immer wieder in seiner Chronik lobend auf den Hofmeister, „diese berühmte Komödie“, hinweist, und daß er ferner die „Soldaten“, die 1776 erschienen, zwar kurz aber anerkennend erwähnt[2]): „dies Schauspiel wiegt alle neuen französischen Geburten auf[3])!“

---

[1]) Dritte Beilage zur D. Chr. (Oktober 1774).

[2]) D. Chr. 17. Juni 1776 (49. Stück).

[3]) Vergl. dieselbe Stelle bei der Kritik von Goethes Götz am 2. Mai 1774 (10. Stück). S. Seite 65.

In der verhältnismäßig kurzen Behandlung der Klingerschen Dichtungen tritt uns Schubart als vornehmer Kritiker entgegen. Am 9. November 1775 (90. Stück) bespricht er ein Pasquill auf Klinger, „die frohe Frau“ von einem anonymen Kandidaten der Theologie. Es ist dies eine Parodie auf „das leidende Weib“, das 1775 erschienene Trauerspiel Klingers, das Schubart „bei all seinen Fehlern ein herrliches Stück nennt. Aber das schändliche Nachspiel voll niederträchtigster Anzüglichkeiten gegen Klinger behandelt Schubart mit all der Verachtung und Geringschätzung, deren er überhaupt fähig ist. „Pasquille sind nicht zu lesen, wenn sie auch mit Swifts satirischem Feuer geschrieben wären; wenn sie nun vollends, wie dies, ohne Genie, ohne Laune und Witz niedergeschmiert sind, wenn sie Gall und Geifer aussprudeln, dann wirft sie jeder rechtschaffene Mann mit Ernst weg uud schüttelt sich.“ Diesen vornehmen Standpunkt hat Schubart bei den Pasquillen gegen seine eigene Person eingenommen: mit Verachtung und Stillschweigen strafte er beispielsweise den Herrn Kohlenbrenner aus München, der den kühnen Chronikschreiber mit seinen Schmähschriften überschüttete [1]).

Das Trauerspiel „Otto“, das Schubart im Juli 1775 noch Goethe zugeschrieben hatte, und „das leidende Weib [2]) finden volle Anerkennung bei Schubart und in der Chronik vom 25. September 1775 (77. Stück)

---

[1]) Vergl. Klob, der a. a. o. Seite 216 auf das noch unbenützte Schmähschriftenmaterial der Münchener Hof- und Staatsbibliothek hinweist.

[2]) In einem Brief vom 13. Juli 1775 (Strauß a. a. o. Band I, Seite 218) hält Schubart Lenz für den Verfasser des „leidenden Weibes“.

erzählt er seinen Lesern, Klinger arbeite an einem Schauspiel Pyrrhus, das voll großer heroischer Gesinnungen werde: es sind die im März 1776 im Deutschen Museum erschienenen „Scenen aus Pyrrhus' Leben und Tod".

Ganz kurz geht Schubart über Leisewitz und Wagner hinweg. Von Leisewitz berichtet er nur am 21. September 1775 (76. Stück), er habe ein herrliches Trauerspiel verfertigt und die Handschrift der Ackermannschen Gesellschaft überlassen. „Heil uns! unsre dramatische Sparbüchse wächst!" Es ist dies „Julius von Tarent", der aber erst 1776 im Druck erschien; auch er ist wie Klingers „Zwillinge" eine Frucht jener Aufforderung, die Sophie Charlotte Ackermann und F. L. Schröder unterm 28. Februar 1775 erließen, um gute Schriftsteller anzufeuern, für das Theater zu arbeiten.

Von Heinrich Leopold Wagner findet „die Reue nach der That" am 30. Oktober 1775 (87. Stück) eine gute Rezension. Doch ist Schubart der Ansicht, der Dialog sei nicht so studiert wie bei Lessing und Engel, auch nicht so natürlich wie der Goethes und Lenzens, aber doch sei er größtenteils dem Verfasser gelungen. — Diese Stelle zeigt auch, wer Schubart in technischer Beziehung als Vorbild vorschwebte.

Der Schluß der Kritik bemerkt, Wagner habe sich schon durch „Prometheus und Deukalion" auf einer sehr vorteilhaften Seite gezeigt. Schon am 16. März 1775 (22. Stück) war diese Satire auf die Rezensenten und Parodisten des Werther als Produkt eines trefflichen Kopfes bezeichnet, der Mut, Genie, Witz, Laune genug hat, den unempfindsamen Kritikern entgegenzugehen, welche Originalwerke anplappern,

angigacken, angrinsen, und wenn sie es gesehen haben, wieder dahin gehen, wo sie hingehören — in Stall".

„Die deutsche dramatische Poesie muß wie Kain unstet und flüchtig herumirren. Da muß sich der Patriot freuen, daß sie von so jungen, rüstigen Jünglingen: Goethe, Klinger, Lenz, Leisewitz, Unzer mit Werken unterstützt wird, denen die neueren Ausländer nichts entgegensetzen können". So schreibt[1]) Schubart stolz, wie er Klingers „Otto" und „Leidendes Weib" bespricht. Schubart begrüßt mit Freuden jedes neu entdeckte Genie, jeden neuen Stern am dramatischen Himmel; und stolz ist er vor allem darauf, daß im Drama die Deutschen den Franzosen und Engländern den Rang ablaufen. So verweilt er bei diesen seinen Lieblingen mit besonderer Freude, ihre Dichtungen fanden eine besonders herzliche Aufnahme; aber es möchte scheinen, als ob er auch hier strenger vorgegangen wäre, eben weil er ahnte, daß so viele Kräfte oft unbewußt im Dichter schlummern: da war nicht nur freudige Anfeuerung, sondern auch ernstes Dämpfen und Verurteilen einer ihm mißlungen scheinenden Dichtung vonnöten.

[1]) D. Chr. 25. September 1775 (77. Stück).

X. Die Schwaben.

Wenn der schwäbischen Literatur, wie sie sich in Schubarts Chronik wiederspiegelt, ein besonderer Abschnitt gewidmet wird, so hat dies seine Berechtigung einmal darin, daß Schubart den Schwaben eine ganz besondere Aufmerksamkeit zuteil werden läßt: er ergreift die geringste Gelegenheit, die schwäbische Literatur anerkennend zu erwähnen und darauf hinzuweisen, daß nun auch in Schwaben ein neues Licht nach dem andern aufgehe und „die Wolke geistiger Finsternis, die lange Zeit über dem Schwabenland gelagert habe, zerrissen sei, und die Nebel sich zu teilen beginnen". — Und dann fühlte sich Schubart doch besonders zu den Schwaben, seinen eigentlichen Landsleuten, hingezogen. Geboren wurde er zwar in dem zur Grafschaft Limpurg gehörigen Dorf Obersontheim, und sein Vater war Franke aus dem Nürnbergischen Altdorf. Aber immer fühlte er sich als Sohn des Schwabenlandes, und beinahe sein ganzes Leben, abgesehen von seinen Wanderungen und dem Aufenthalt in den Reichsstädten Augsburg und Ulm, die wiederum im Schwäbischen lagen, spielte sich in schwäbischem Gebiet ab. Auch seine ganze Natur zog ihn zu diesen seinen wahlverwandten Landsleuten hin, und mit Stolz und Genugtuung zählt er sich Wieland, Miller, Abbt, Huber, Gemmingen u. a. als Landsmann bei.

Rudolf Krauß weist in seiner „Schwäbischen Literaturgeschichte“[1]) darauf hin, daß die Stellung der Schwaben in der Literatur in jener Zeit eine wesentliche Änderung erfuhr. Sie konnten es auf die Dauer nicht ertragen, sich von den norddeutschen Stammesbrüdern über die Achsel ansehen zu lassen; teils bemühte man sich zu beweisen, daß es um die Wissenschaften im Lande nicht so schlimm bestellt sei, teils erkannte man die Tatsache der geistigen Inferiorität rückhaltlos an und suchte auf den Grund davon zu gelangen.

Schubart selbst war trotz mancher betrübenden Erkenntnisse im allgemeinen sehr optimistisch und er wurde nicht müde, als eifriger Verfechter schwäbischer Stammesehre auf klangvolle schwäbische Namen hinzuweisen, deren es damals immerhin eine ganze Anzahl gab.

Gleich im zweiten Stück der Deutschen Chronik (4. April 1774) bespricht er die „Ehrenrettung der Schwaben“, die Rektor Schoepperlin aus Nördlingen hatte erscheinen lassen, und stolz weist er darauf hin, daß der gute Geschmack sich in Schwaben merklich verbreite, es gebe keine neue Schrift, die nicht in Stuttgart, Tübingen, Karlsruhe, Augsburg, Ulm, ja sogar in viel kleineren Städten und Dörfern von Gelehrten, Hofleuten, Soldaten, Künstlern, Handwerkern und Frauenzimmern gelesen werde. — Als ihm ein in Württemberg reisender Freund, der nicht näher bezeichnet wird, einen Brief über das schwäbische Geistesleben schreibt, teilt Schubart ihn sofort im

[1]) Rudolf Krauß, Schwäbische Literaturgeschichte, 2 Bände, Freiburg i. B. 1897—99 (Band I, Seite 144).

Auszug mit[1]). Die oft maßlosen Überhebungen, die sich darin finden, scheint Schubart nicht als solche empfunden zu haben; jedenfalls verzichtet er darauf, eine Erklärung oder Berichtigung zu geben, wenn dort ein schwäbischer Dorfpfarrer das erfunden haben soll, woran Leibniz verzweifelte, und wenn die Solituder Kriegsschule des großen Karl nicht nur eine Pflanzschule des Soldatenstandes, sondern eine Planzschule der Menschheit genannt wird. Ganz aufgebracht wird er aber, wenn man sein geliebtes Schwaben offenkundig angreift und verachtet. Als in einer englischen Zeitung gelegentlich des „Falls Gaßner", jenes Exorzisten und geistlichen Schwindlers[2]), behauptet wurde, so etwas könne nur in Schwaben vorkommen; man wisse ja, daß diese Provinz unter allen deutschen Provinzen die unaufgeklärteste sei, da fährt Schubart los[3]): „Nicht wahr ist dies! Im Württembergischen, Durlachischen, in Augsburg, Ulm, Nördlingen, selbst in einigen schwäbischen Klöstern gibt's Leute von Einsicht und Geschmack so gut wie in Leipzig und Berlin, wo eben auch nicht alles aufgeklärt ist. Sollte Bayern, Salzburg, Tirol — aufgeklärter sein als Schwaben? Da hat der Engländer wieder etwas geschrieben, was er nicht versteht."

Schubart hat auch eine sehr gute und versändnisvolle Charakteristik des schwäbischen Volksstammes gegeben und erkennt sehr klar, worin die Stärke und Vorzüge der Schwaben liegen, wenn er aus ihrem Hang zum Aberglauben (von dem der Gaßnersche

---

[1]) D. Chr. 25. August 1774 (43. Stück).
[2]) Vergl. Klob a. a. o. Seite 216. 227.
[3]) D. Chr. 22. Juni 1775 (50. Stück).

Heilungsschwindel allerdings ein krasses Beispiel bildet) auf echte Herzenswärme, Enthusiasmus und Phantasieschwung schließt. Herz und Gemüt in Dichtung und Literatur sind von je als besonders charakteristische Merkmale des Schwaben anerkannt worden.

Wenn Schubart mit der Nationalehre der Schwaben prunken will, so beginnt er in der Aufzählung großer Genies natürlicherweise mit Wieland. Wir haben gesehen, wie Schubart über seinen großen Landsmann dachte, und welche Wandlung seine Kritik in der Deutschen Chronik nahm. Wieland war und blieb für jene Zeit der Stolz und die Ehre Schwabens.

Aber die ersten Männer in Württemberg, die nicht bloß die richtige Erkenntnis von dem, was Not tat, besaßen, sondern auch ihre Anschauungen durch poetische Versuche praktisch erhärteten, waren die seit der Studienzeit miteinander enge befreundeten Altersgenossen Johann Ludwig Huber und Eberhard von Gemmingen[1]).

Huber, der als Dichter der bedeutendere von beiden war, machte mit seiner Lyrik starken Eindruck auf Schubart. Am 27. März 1775 (25. Stück) schreibt Schubart über die im gleichen Jahr anonym erschienenen Gedichte „Versuche mit Gott zu reden“ im echten Stürmer- und Drängerton: „Huber! Ha! Willkommen, deutscher Mann, der du glühend vor Andacht betest vor dem Unendlichen. Lange hast du geharrt wie der Adler auf 'm Felsennest[2]) und nun fliegst du auf zur Sonne und der empfindsame Schwabe sieht dem

[1]) Krauß a. a. o. Band I, Seite 145.

[2]) Huber saß ein halbes Jahr auf dem Asperg gefangen wegen seines mannhaften Widerstandes gegen die ungesetzlichen Steuerpläne des Herzogs.

Lichtpfade nach, durch den du einherfleuchst.“ Auch sonst rühmt er seine lyrischen Produkte, die teils im Göttinger Musenalmanach, teils in einer Sammlung „Deutsche Originalgedichte“ zu Hamburg erschienen.

Das gleiche traurige Geschick verbindet Schubart und Huber: sie beide wurden Opfer ihrer Freimütigkeit, ihres unerschrockenen Vorkämpfens für Freiheit und Recht gegen Fürstenwillkür. Und Schubart hatte in den 10 Jahren seiner Asperghaft genug Muße darüber nachzudenken, wie einige Jahre vor ihm ein ebenso patriotisch erfüllter Mann als Märtyrer einer guten Sache ein trauriges Opfer derselben Gefängnismauern war!

Auch dem Freiherrn von Gemmingen, der im Göttinger Musenalmanach mit Gedichten vertreten war, stand Schubart sehr sympathisch gegenüber und stellte seinen Namen immer unter die ersten und besten, die die schwäbische Literatur zu einem neuen Aufschwung führen.

Ganz besonders ist hier Balthasar Haug zu nennen, dessen poetische Werke zwar keiner ausführlichen Kritik unterzogen werden, mit dem Schubart aber in schriftlichen und persönlichen Verkehr trat und den er als Mentor bei den Anfängen seines poetischen Auftretens sehr hoch schätzte. Haug war mit seinem „Schwäbischen Magazin von gelehrten Sachen“ [1]), und schon früher in seiner allerdings viel angefochtenen Jugendschrift „Zustand der schönen Wissenschaften in Schwaben“ (1762) rasch unter die

[1]) Schubart selbst lieferte dazu Beiträge. So erschien (Jan. 1775) die Erzählung „Zur Geschichte des menschlichen Herzens“, die Schiller seinen Räuberstoff lieferte.

allerersten Verfechter des Schwabentums in der Literatur getreten; Schubart wußte sicherlich, wieviel es für ihn zu bedeuten hatte, wenn er seine ersten literarischen Beziehungen neben Wieland mit dem Pfarrherrn von Niederstotzingen, dem späteren Stuttgarter Professor, anknüpfte, der „eine Zeit lang des ästhetischen Richteramtes in Württemberg gewaltet hat". — Über den persönlichen Verkehr Schubarts mit Haug hat Klob an verschiedenen Stellen seiner Schubartbiographie [1]) ausführlich gehandelt, und außerdem gibt der von Strauß herausgegebene lebhafte Briefwechsel genügenden Aufschluß, so daß hier auf diese beiden Quellen verwiesen werden kann.

Schubarts literarische Kritik jedoch versagt bei dem nur 8 Jahre älteren, aber viel angeseheneren und einflußreicheren Haug. Eine gewisse Ehrfurcht und Hochachtung mag ihn neben praktisch berechnenden Gründen dazu veranlaßt haben.

Noch eines Schwaben, der seinem Vaterland zwar früh den Rücken kehrte, von Schubart aber stets mit Stolz als Landsmann gerühmt wird, gedenkt er öfters: es ist Thomas Abbt aus Ulm, der, nur ein Jahr älter als Schubart, sich längst eine angesehene Stellung als Philosophieprofessor zu verschaffen gewußt hatte, als Schubart noch brot- und stellenlos seiner Familie zur Last lag. Ein rascher Tod setzte der ausgedehnten schriftstellerischen Wirksamkeit des erst 28jährigen früh ein Ende, und Schubart stimmt in die allgemeine Trauer mit einer aus der Geislinger Zeit stammenden „Ode auf den Tod des Herrn Hof- und Regierungsrat Abbt in Bückeburg" ein. „Eine

[1]) Klob a. a. o. Seite 48 ff.; Seite 118; Seite 186/7; Seite 122 u. a.

traurige Arbeit“ nennt Schubart seine Ode in einem Brief an Boeckh[1]), dem er gleichzeitig mit seinen „Zaubereien“ diesen Epilog zuschickt, und meint damit den betrübenden Anlaß, der ihn zu diesem Gedichte bewogen hat. Herder hätte diesen Schubartschen Zusatz nach seiner Art anders ausgelegt; denn in dem 1768 anonym erschienenen „Torso“ ergeht sich Herder in den schärfsten Ausdrücken gegen dieses Machwerk „voll poetischen Unsinns“!

Schubart nennt den Stil Abbts „markicht und originell“, und in dem gesunden, deutschen Patriotismus, den Abbt, besonders in seiner Schrift „Vom Tode fürs Vaterland“ vertrat, fühlte Schubart sich eins mit dem in gleicher Begeisterung für den großen Preußenkönig schwelgenden Schriftsteller. Auch seine Mitarbeiterschaft an Lessings Literaturbriefen war Schubart nicht unbekannt geblieben, und er wies wiederholt darauf hin, daß der Professor Abbt sich an diesen gefürchteten Kritiken stark beteiligte[2]).

Schubarts großes Interesse erregte der Germanist Friedrich Karl Fulda, „der tiefe Sprachforscher“, „der in unsern Sprachschatz hinabblickte wie noch kein Volk in den seinigen blickte“. Am 2. Februar 1775 (10. Stück) teilt Schubart mit tiefstem Bedauern mit, daß Fulda sein „Lexikon“ in der Gebauerschen Buchhandlung zu Halle herausgeben müsse. „Pfui, daß er in Schwaben keinen Verleger fand!“ Mit einer leichten Ironie fährt er fort: „Aber lieber Gott! wir haben ja genug Postillen, Beichtbücher, Kalender und Rechenbücher zu drucken!“

---

[1]) Strauß a. a. o. Band I, Seite 80. (12. Dez. 1766).

[2]) Vergl. S. 38. Abt wurde für den ausscheidenden Lessing zur Mitarbeiterschaft eingeladen.

Die Kritik über Sattlers „Geschichte des Herzogtums Württemberg“ ist deshalb interessant, weil Schubart als besonders rühmenswerte Tat des Herzogs hervorhebt, daß er dem Gelehrten die Schätze der Archive „zur Steuer der historischen Wahrheit“ geöffnet habe: diese Großtat verschaffe der erhabenen Denkungsart unsterblichen Ruhm. Ein Beweis, daß Schubart auch gelegentlich dem Herzog schmeichelte oder doch wenigstens in den schwulstigen, übertriebenen Hofton verfiel, wenn er auch andererseits kein Blatt vor den Mund nahm, sondern offen und kühn ja in unkluger, sein Verderben heraufbeschwörender Weise sich über den Herzog und seine Regierung aussprach.

Nicht ganz unbedingtes Lob erkennt Schubart dem Tübinger Stiftler Gottlob David Hartmann zu. Rudolf Krauß[1]) zeigt in seiner Literaturgeschichte, wie Hartmann vor Verlangen gebrannt habe, in der deutschen Literatur mitreden zu dürfen. In seinem Hirne kreuzten sich die großartigsten Pläne, die einander immer wieder, ehe sie zur Ausführung kamen, verdrängten. Krauß erzählt auch, daß Hartmann sich von Schubart, mit dem er in Ludwigsburg zusammentraf, trotz gemeinsamer Begeisterung für Klopstock abgestoßen gefühlt habe: Schubarts sinnliche Natur paßte nicht zu dem moralischen, in seiner Weise frommen und tugendstolzen Hartmann. Wieviel mag bei Schubart von dieser persönlichen Antipathie auf die Beurteilung der literarischen Tätigkeit Hartmanns übergegangen sein! Er bedauert zwar, daß der Schwabe Hartmann von Tübingen weg

[1]) Krauß a. a. o. Band I, Seite 170.

nach Mietau versetzt wurde, aber die Chronik vom 12. Januar 1775 (4. Stück) läßt eine ziemlich kühle Beurteilung der Hartmannschen Schriften erkennen und Schubart erregt hier den Eindruck, als ob Hartmann ihn enttäuscht habe. So heißt es dort von seinen „Jahresfeyern“ [1]), sie zeugen zwar von poetischer Sprache und großen Gesinnungen, aber Gesinnungen lassen sich in öffentlichen Schriften nachäffen wie die Sprache. Den „Sophron“ erklärt er gar für eine Kompilation aus den neuesten englischen und deutschen Moralisten und findet ihn sehr wenig mit eigenen Gedanken besät. Auch bei dem zweiten und dritten Paket der „Literarischen Briefe an das Publikum“ wirft er dem Verfasser denselben Mangel an eigenen Gedanken, an Selbstgedachtem und Neuem vor: „Da spricht immer Herder oder Ferguson — obsgleich der Verfasser nicht nennt. Überdies ist sein Stil langweilig und schläfrig, und nicht selten glitscht er vom Gedanken ab, den er umfassen will.“ Dieses harte Urteil über den Landsmann läßt sich schwer erklären und es will mir scheinen, als ob hier sehr stark die persönliche Abneigung hereingespielt habe.

Von einem „jungen Dichter von vieler Anlage“ weiß Schubart manches Loblied zu singen; es ist der später mit der Chronik so eng verwachsene Gotthold Friedrich Stäudlin. Schon zur Zeit von Schubarts Redaktion hatte er manchen poetischen Beitrag zur Deutschen Chronik geliefert, und als Schubart 1791 starb, übernahm er zusammen mit Ludwig Schubart die Fortsetzung des Blattes, aller-

[1]) „Die Feyer des Jahres 1771 an den Genius der Jahre“. Leipzig 1774 und „Feyer des Jahres 1773“, Leipzig 1774.

dings mit wenig Glück, wie wir wißen. Aber schon früher hatte er sich durch den „Schwäbischen Musenalmanach“ einen Namen in der literarischen Welt erworben und sich rasch an die Spitze der jüngeren schwäbischen Dichtergeneration gestellt. Stäudlin wird in der Deutschen Chronik (9. Mai 1776) gelegentlich der Kritik der „Mannheimer Schreibtafel“ ein Dichter mit vortrefflichen Gesinnungen und glänzenden Geniespuren genannt. Nur tadelt Schubart, daß der Strophenbau und die Sprache zu sichtbar nachgeahmt sei, überall seien Federn aus Klopstocks Seraphschwingen gerupft. In einem Brief[1]) vom 10. Mai 1776, also einen Tag nach dieser Chroniknotiz schreibt Schubart an Haug: „Stäudlin . . . ist jetzt das beste dichterische Genie im Württembergischen. Muntern Sie ihn ja nach Kräften auf; der wird (ich weiß es gewiß) mehr als Gemmingen, Huber und Hartmann. Er hat Einbildungskraft, Darstellung, Feuer, große Gesinnungen und Sprachstärke. Mehr Ausguß von Herzlichkeit wünscht' ich ihm.“ Schubart hat hier seinen Schützling treffend charakterisiert. Wirklich besaß er herrliche dichterische Eigenschaften, aber er war zu schwach, zu wenig charakterstark, um in die Tiefe zu dringen, um sein Talent zur vollen Entwicklung zu bringen. So stellt sich in Stäudlin ein Dichterbild dar, das mit dem Schubarts sehr verwandte Züge aufweist.

Eines anderen Schützlings Schubarts sei kurz gedacht, des Memminger Hutmachers Christoph Städele, der auch der Deutschen Chronik Beiträge lieferte. Schubart schreibt am 22. Juli 1776 (59. Stück),

[1]) Strauß a. a. o. Band I, Seite 226.

er besitze noch verschiedene Gedichte von ihm, die er gelegentlich zur Unterstützung des armen Hutmachers herausgeben wolle, und besonders imponiert ihm, daß Städele ohne Unterstützung und Hilfe der Kunst alles durch sich selbst geworden sei.

Mit keinem schwäbischen Literaten stand Schubart aber in so herzlichem Verhältnis wie mit Johann Martin Miller. Wenn man die Kritiken über Miller liest, könnte man ihn nahezu für Schubarts literarisches Ideal halten. Sie alle sind auf einen solch herzlichen, wohlwollenden Ton gestimmt, daß es nicht zu viel gesagt ist, wenn man diese stets zu höchstem Lob bereite Art des Kritisierens in erster Linie aus dem persönlichen, freundschaftlichen Verhältnis der beiden erklärt. Von irgendwelcher rein sachlichen Kritik kann nicht mehr die Rede sein: überall tritt der intime herzliche Charakter in stärkster Weise auf und macht den Kritiker blind für alle Schwächen des Millerschen Romans.

Als Schubart im Januar 1775 von Augsburg nach Ulm übersiedelte, fand er dort Miller als seinen besten Freund vor. Schon aus der Geislinger Zeit her hatten sich Verbindungen angeknüpft, und jetzt in Ulm entspann sich bald ein äußerst herzlicher und reger Verkehr. Die Briefe Schubarts an und über Miller aus jener glücklichen Ulmer Zeit geben ein anschauliches Bild von dem zarten Freundschaftsverhältnis der beiden.

Die Deutsche Chronik enthält eine stattliche Reihe lobender Hinweise und Charakteristiken der Millerschen Lyrik und des 1776 erschienenen Siegwart. Miller war von Herbst 1770 an vier Jahre lang in Göttingen ein eifriges Mitglied des Hains. Zusammen

mit Boie, Voß, und besonders Hölty schwärmte er für Freundschaft und Ideale des Hains, und die Musenalmanache jener Jahre enthalten manches Lied von ihm.

Zwei Stellen der Deutschen Chronik geben besonderen Aufschluß, welch hohe Bedeutung Schubart Millers Lyrik zuerkannte. „Wer singt Liederchen wie Miller, die in den Almanachen der Musen oft wie Brillante im Strohkranz spielen“ ruft Schubart aus[1]), wenn es gilt die Ehre der schwäbischen Lyrik mit einem trefflichen Namen zu retten. Und wieder ermahnt Schubart sein Vaterland[2]): „Schwaben, sei stolz auf deinen Miller! Wehe dir, wenn dir nicht 's Herz klopft, so oft dir mein Miller ein süßes Liedchen in der Stunde der Empfindsamkeit mit Nachtigallentönen vorsingt. Heiße Liebe zum Vaterland, zur Religion, zur Tugend, zur Liebe und Freundschaft, wie sich Himmlische lieben, wahre deutsche Sitte, deutscher Reim charakterisieren seine Gedichte. Leider ist's noch unter uns nötig, daß man 's Vaterland schüttle und zu ihm spreche: Schau' auf, da steht ein Genie! verwahr' es wie ein Kleinod an deiner Hand. Ist doch Geisteskraft mehr als Gold und Edelgestein!“ Das ist wahrhaftig keine geringe Auffassung von der poetischen Bedeutung des Landsmannes. Insbesondere hebt Schubart immer das hervor, was uns heute einen ungetrübten Genuß Millerscher Lyrik unmöglich macht: „Der unversiegende Quell der Empfindung“. Eben diese Empfindsamkeit tritt auch in seinen lyrischen Produkten, seinen Bauernliedern und Minneliedern,

[1]) D. Chr. 4. April 1774 (2. Stück).
[2]) D. Chr. 23. Januar 1775 (7. Stück).

die Schubart als gefühlvolle Stücke „mit unerreichbarer Sanftheit und Herzensfülle“ preist, so stark auf, daß wir sie als schwächliche Sentimentalität empfinden, die vollends in seinen Romanen unerträglich wird.

Wie viel Schubart sich darauf einbildet, „diesen sanften Minnesänger“ seinen Freund nennen zu dürfen, spricht er in der Chronik vom 26. September 1776 (78. Stück) offen aus: „Mein Freund Miller — mit Lust und Stolz nenn' ich ihn so! — wird ein besonderes Denkmal für Hölty errichten“ [1]).

Bei der Besprechung von jedem Musenalmanach, kommt Schubart auf die Lyrik Millers zurück; immer werden Sprachstärke, Empfindung, Herzensfülle, Klarheit der Ideen und Bilder als Vorzüge des Dichters gepriesen. In einem Brief [2]) erzählt er überschwänglich seinem Bruder: „Hab' auch 'nen Freund — o 'n Freund, wie man's im Himmel findt. Miller heißt er, macht dir göttliche Verse, schreibt wie ein Engel, sieht aus wie Johannes an der Brust Jesu, wehmütigbleich, schön, ruhig, herzig, seelenvoll, ist 'n Theolog, aber wie's keinen giebt und ein herrlicher deutscher Mann. — Was sind Hagedorn, Gleim und Weisse und Jacobi gegen ihm?“ Es ist vollständig aussichtslos, auch nur einen Zug zu finden, der Schubarts geringstes Mißfallen bei diesem „Mann nach seinem Herzen“ erregt hätte.

Neben dem „herzigen Minnesänger“, der im Hain den Bundesnamen „Minnehold“ trug, tritt der Romanschriftsteller mit seiner Klostergeschichte, dem „Siegwart“. Schubart äußert sich [3]) in interessanter Weise

---

[1]) s. Seite 49.

[2]) Strauß a. a. o. Band I, Seite 223 (7. November 1775).

[3]) D. Chr. 20. Juni 1776 (50. Stück).

über den empfindsamen Gehalt des Romans: „Das Empfindsame, ob dem uns seit einiger Zeit mit Recht ekelte, behauptet hier wieder sein volles Recht: nicht nachgeäffte Empfindsamkeit eines Sentimentalgecken, sondern wirklicher Ausguß eines vortrefflichen Herzens, das alle Menschen, die nicht gänzlich verdorben sind, in sein Interesse ziehen muß". Wir halten uns heute nicht für gänzlich verdorben, wenn wir dem Zauber des Romans im großen und ganzen verständnislos gegenüberstehen. Der Siegwart, in dem alles in Gefühl und Tränen sich auflöst, hat für uns nur noch literarisch-historisches Interesse. Wir haben kein Gefühl mehr für diese überschwengliche Sentimentalität und Rührsamkeit, und Schubart selbst erklärt diesen Unterschied, indem er dem Verfasser für die süßen Tränen dankt, die er ihm entlockte, und noch mehr für das Gute, das ein so schön geschriebenes Buch notwendig stiften muß. „Süße Tränen" wollen wir heutzutage nicht mehr weinen; wir verlangen mehr von einem bedeutenden Kunstwerk, als daß es bloß zu rühren weiß.

Bei der Besprechung des zweiten Teiles des „Siegwart" übertrifft sich Schubart womöglich noch selbst. Er äußert sich hier in einer Weise, die oft ans Geschmacklose streift[1]): „Man zeige mir ein Buch in und außer Teutschland, geschrieben mit dieser gleichen Wärme, mit dieser wahren himmlischen Empfindung für Religion, Liebe, Tugend, Schönheit, mit dieser Sprache so melancholisch, süß tönend wie der einschneidende Glaston der Harmonika und oft in Liebe zerfließend wie Flötenton im Frühlingsabend". — Diese

[1]) D. Chr. 2. Dezember 1776 (97. Stück).

Kritik, die diesen Namen kaum mehr verdient, ist das Höchste, was sich Schubart in dieser Art geleistet hat. Nur der sentimentale Zug, dem er so gut unterlegen ist wie sonst ein Gefühlsmensch jener Zeit, und andererseits die ganz außerordentlich starke Zuneigung zum Autor vermögen diese beispiellose Überhebung zu erklären.

Als anonymes Werk bespricht Schubart am 25. April 1776 (34. Stück) den „Briefwechsel dreier akademischer Freunde", den Miller zu Ulm 1776 erscheinen ließ, und dessen Verfasser Schubart selbstverständlich kannte. Auch hier gibt er ganz dieselbe Charakteristik des Autors; auch hier stehen ihm die hellen Zähren im Auge, als er diese Briefe liest; auch hier wird der Verfasser als Schwabe besonders hervorgehoben.

Ein Ausblick auf die späteren Jahre während Schubarts Gefangenschaft mag den Abschnitt beschließen: Miller hat sich, als Schubart das schreckliche Schicksal im Januar 1777 wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf, in anerkennenswerter Weise um seinen gefangenen Freund, seine Familie und besonders sein Blatt angenommen. Unverzüglich übernahm er die Redaktion und das Erscheinen der Chronik erlitt keine Unterbrechung. Miller hat sich auch sonst als tätiger Freund der verlassenen Familie angenommen und der Briefwechsel der Schubartin mit Miller zeugt davon, wie treu besorgt dieser sich der Brotlosen annahm. Gewiß war es die persönliche Freundschaft, die ihn hierzu trieb; aber ganz ohne Einfluß konnte es nicht bleiben, daß Schubart seinem Miller in der Chronik solch herzliche Besprechungen gewidmet hatte.

Wie anders Klopstock! Auch Klopstock hätte allen Grund gehabt, Schubart, seinem Propheten in Süddeutschland, aus Dankbarkeit in Zeiten der Not seine tätige Hilfe zukommen zu lassen. Aber er versagte vollständig.

Er erkundigte sich, wie Klob[1]) bemerkt, just bei dem richtigen Mann, bei dem Kommandanten Rieger, und unterließ auf dessen ungünstige Auskünfte hin weitere Schritte zur Befreiung des Dichters, der Klopstocks Hilfe wahrlich verdient hätte.

Es gibt Zeitungen und Zeitschriften, die sich trotz ihrer farblosen Unparteilichkeit, trotz ihres Schillerns in allen Farben einen großen Teil der Leserwelt zu erhalten wissen. Es gibt aber auch solche, die sich durch eine vielleicht tendenziöse, aber offene und ehrliche Politik und Literaturrichtung ihr Publikum zu gewinnen wissen: man fühlt, daß eine starke Persönlichkeit hinter den Artikeln steht, man freut sich über den ehrlichen rückhaltslosen Kampf, über das warme beständige Eintreten für eine gute Sache und man verzeiht dem Verfasser manche Schwäche, die vielleicht als solche erscheinen könnte und manche Schroffheit; denn man spürt eine selbstbewußte Persönlichkeit und man hat Achtung vor ihr.

Schubart trat in seiner Zeitschrift seinen Lesern viel persönlicher, viel unmittelbarer in seiner ganzen Eigenart gegenüber, als wir dies bei unserem heutigen Zeitungsbetrieb gewohnt sind. Seine Zeitschrift nahm, wie er selbst berichtet, eine unerwartet schnelle und

[1]) Klob a. a. o. Seite 265.

große Verbreitung; und sicherlich war es in erster Linie das persönliche, das urdeutsche Wesen des Chronisten, das das Publikum zu der Zeitschrift hinzog.

Zwei Dinge mögen nochmals hervorgehoben werden, die das Wesentlichste zu der Bedeutung der Deutschen Chronik beitragen: das stark hervortretende nationale Element und der glänzende, farbensatte Stil. Beides waren Vorzüge und Eigenschaften, die Schubart in hervorragendem Maß besaß. Das Nationale äußerte sich zwar in erster Linie in den politischen Leitartikeln, und es wäre die dankbarste Aufgabe, die Deutsche Chronik gerade nach dieser Seite hin zu untersuchen[1]). Aber doch tönt aus vielen literarischen Kritiken der Unterton warmer Vaterlandsbegeisterung, und wenn es gilt, die französische Sittenlosigkeit auch in der Literatur und ihren verderblichen Einfluß auf Deutschland zu treffen, spitzt Schubart seine Feder besonders scharf und warnt prophetisch vor dem Feind gesund-deutschen Volkstums.

Was aber der Chronik den unwiderstehlichen Reiz und die große Bedeutung verleiht, die eine Neuausgabe nicht nur berechtigt, sondern erwünscht erscheinen läßt, das ist der charaktervolle persönliche Stil Schubarts. Die Übersicht der Schubartschen literarischen Kritiken, die auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen kann, dürfte gezeigt haben, wie Schubart sich im allgemeinen den verschiedenen Dichtern und Literaturgruppen gegenübergestellt hat, aber auch, welch glänzenden Stil er schreibt. Es liegt

---

[1]) Wohlwill hat im „Archiv für Literaturgeschichte“ Band VI, 1877 in seiner Charakteristik der Deutschen Chronik das Politische sehr stark hereingezogen.

eine Anschaulichkeit und Sinnlichkeit in den Vergleichen, eine Farbenfreudigkeit in der Ausdrucksweise, die auch heute noch ihren vollen Zauber auf uns ausübt. Kleine stilistische Meisterwerke sind es oft, die von einer wunderbaren Phantasie zeugen, und die manchem „Feuilletonisten“ heute noch als Vorbild dienen könnten. Es ist die kräftige, satte Sprache des Sturms und Drangs, ergänzt und charakterisiert durch die Eigenart des Poeten.

Schubart hat sich mit der Deutschen Chronik sein Lebenswerk geschaffen. Er hat seine ganze Individualität in diese Zeilen hineingeschrieben. Mächtig tritt sie beim Durchlesen der vergilbten Blätter vor uns und mahnt uns an eine Zeit, da literarische Kritik noch etwas anderes bedeutete als heute, und an eine Persönlichkeit, die es verstand, die Leser durch meisterhaften Stil und durch persönliches, wenn auch oft zu subjektiv gefärbtes, so doch immer ehrliches und unzweideutiges Urteil in ihren Bann zu ziehen.

Am Schluß dieser Arbeit sei mir gestattet, meinem verehrten Lehrer Herrn Professor Dr. Muncker meinen aufrichtigen Dank zu sagen für seine wertvollen Winke und Ratschläge, mit denen er mich bei der Ausführung dieser Arbeit in freundlichster Weise unterstützt hat.

Lebenslauf.

Ich, Wilhelm Müller, wurde am 15. Oktober 1887 zu Ötlingen-Teck (Württemberg) als Sohn des Fabrikanten Ewald Müller geboren. Ich besuchte zuerst die Lateinschule zu Kirchheim-Teck, von 1898—1903 diejenige zu Korntal und schließlich das kgl. Karlsgymnasium zu Stuttgart, wo ich im Sommer 1906 mein Maturitätsexamen bestand. Die vier ersten Semester studierte ich zu Tübingen neue Philologie und bezog im W.-S. 1908 die Universität zu München, wo ich bis Frühjahr 1910 mich dem Studium der deutschen Philologie widmete und auf Grund vorliegender Arbeit am 10. März 1910 promovierte.

Vorlesungen und Seminare besuchte ich in Tübingen und München bei den Herren Dozenten: Adickes, Bohnenberger, Burger, Busch, Fischer, Franz, Goetz, Heigel, Kutscher, Lange, von der Leyen, Muncker, Paul, Pfau, Riehl, Ritter, Schick, Volbach, Voretzsch, Wilhelm, Zinkernagel.